# Meine Rechtfertigung

Franz Mehring



# Meine Rechtfertigung

## Ein nachträgliches Wort zum Dresdner Parteitage

von

## Franz Mehring

> Heute, wo ein schamloser Streich gegen Sie geführt wurde, will ich nicht säumen, Ihnen meine aufrichtige und hohe Bewunderung auszusprechen für die publizistische Genialität, mit der Sie die Sache der Freiheit verteidigt haben. Auch für Sie gilt sicher Freiligraths Wort:
>
> Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
> Bald kehr' ich reisiger wieder.;
>
> Heinrich Braun an Franz Mehring
> 19. März 1889.

Leipzig 1903
Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft.



# Vorbemerkung.

Am 6. September d. J., acht Tage vor dem Beginn des Dresdner Parteitags, reiste ich nach Leipzig, um in die Lücken einzuspringen, die durch die Verhaftung dreier Redakteure, die Erkrankung eines vierten und den aus gesundheitlichen Rücksichten unaufschiebbaren Urlaub eines fünften in die Redaktion der Leipziger Volkszeitung und ihrer Kopfblätter gerissen waren. Dem Parteitage beizuwohnen, war meine Absicht nicht, doch erhielt ich, kurz vor seinem Zusammentritt, von verschiedenen Seiten dringende Aufforderungen, nach Dresden zu kommen, da ein großer Schlag gegen mich geplant werde. Mein Freund und Kollege Jaeckh gab bereitwillig seine Erholung preis, um mir die Reise nach Dresden zu ermöglichen, wo ich am 14. September, dem ersten Verhandlungstage des Parteitags, um Mittag eintraf. Gleich die erste Rede, die Heinrich Braun über die Mitarbeit von Parteimitgliedern an der bürgerlichen Presse hielt, überzeugte mich von der Richtigkeit der mir zugegangenen Warnungen, und nachdem sich die zweitägige Debatte abgespielt hatte, die aus den Berichten über den Parteitag bekannt ist, gab ich folgende Erklärung ab:

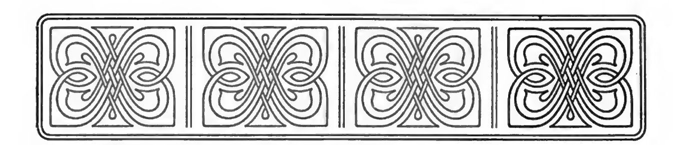
> Am vorigen Sonnabend erhielt ich von mehreren Genossen die Nachricht, „Kommen Sie nach Dresden, es wird ein großer Koup gegen Sie geplant." (Unruhe.) Dieser Koup hat sich enthüllt als einer jener Ueberfälle, die bisher ein unbeneidetes Vorrecht literarischer Bourgeoiskliquen waren, als einer jener Ueberfälle, für die aus sicherem Hinterhalt Wochen und Monate lang die Waffen geschmiedet werden, um einen wehrlosen Mann zu erschlagen. (Zurufe: Oho! Wehrlos?) Ich nenne mich nicht in sentimentalem Sinne einen Wehrlosen, aber ich bin wehrlos in zweierlei Beziehung. Seit Wochen und Monaten ist bis auf fünfundzwanzig und mehr Jahre zurück das Material zusammengeschleppt worden, um mich zu verdächtigen; darauf kann ich das Gegenmaterial nicht in zwei oder drei Tagen beschaffen. Ferner läßt sich in einer Minute mehr Klatsch zusammentragen, als sich in einer Stunde widerlegen läßt, und wenn ich auf alles erwidern wollte, was in diesen Tagen gegen mich vorgebracht worden ist, so müßte ich die Zeit des Parteitages für zwei oder drei Tage beanspruchen. Ich werde auf jeden Punkt der vorgebrachten Anklagen antworten, ich werde die Verleumdungen niederschlagen, dieselben, die ich schon in meiner Broschüre Kapital und Presse, in meiner Broschüre gegen Harden niedergeschlagen habe, denn es sind ja dieselben alten Geschichten (Sehr richtig!), dieselben Niederträchtigkeiten, die von andern schon früher vorgebracht worden sind, während die Leute, die sie jetzt vorbringen, vergessen haben, zu sagen, daß sie schon früher von mir widerlegt worden sind. Ich werde darauf antworten, aber augenblicklich — — (Zuruf: Brief über Schoenlank!) Auch der Punkt mit Schoenlank, von dem Bebel sagte, er könne ihn mir nicht verzeihen, auch diesen Punkt habe ich in meiner Broschüre gegen Harden schon vor mehr als vier Jahren aufgedeckt, und es ist eine Perfidie

ohnegleichen, wenn hier verheimlicht worden ist, daß ich ihn schon aufgedeckt habe. Ich habe zu niemandem ein Hehl daraus gemacht, daß ich vor mehr als zwanzig Jahren schwere, maßlose, ungerechte Vorwürfe gegen die Partei gerichtet habe. Wenn ich mich bei besserer Erkenntnis an die Partei herangedrängt und die Partei mir erklärt hätte, sie wolle nichts von mir wissen, so hätte ich das vollkommen in der Ordnung gefunden. Ich habe mich aber nicht an die Partei gedrängt; ich habe noch keine einzige Zeile für die Partei geschrieben, zu der ich nicht von berufener Seite aufgefordert worden wäre. Wer meine Parteitätigkeit schlagen will, der trifft die ersten Parteiinstitute, trifft die oberste Parteibehörde, die Parteiverlage in Berlin, Leipzig, Dresden, Nürnberg und Stuttgart, den Parteivorstand, der mir den Auftrag erteilt hat, den literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle herauszugeben. Während mir also die berufenen Parteiinstanzen die ehrenvollsten Aufgaben übertragen haben, tobt sich hier seit drei Tagen ein Ueberfall aus, der an feiger, schmutziger Perfidie in der Geschichte der verfaultesten Gesellschaftsklassen seinesgleichen sucht und der nach den Erfolgen des 16. Juni diesen Parteitag diskreditiert, ich hätte beinahe gesagt prostituiert (Große Unruhe). Ich erkläre deshalb hiermit, daß ich meine Tätigkeit für die Neue Zeit und die Leipziger Volkszeitung einstelle (Bravo!) bis die berufenen Parteiinstanzen, die die Anklagen gegen mich gehört haben und sie prüfen können, mich wieder dazu auffordern. (Lebhafter Beifall.)

Das Versprechen, das ich in dieser Erklärung gegeben habe, löse ich auf den nachfolgenden Blättern ein.

**Steglitz-Berlin**, den 16. Oktober 1903.

**F. M.**



## Eine grobe Fälschung.

Die Rede Heinrich Brauns, mit der das gegen mich geschmiedete Komplott auf dem Parteitag zu explodieren begann, baute sich auf einer groben Fälschung auf. Der Arme Teufel aus der Oberlausitz, ein von Edmund Fischer herausgegebenes Parteiblatt, hatte am Vorabend des Parteitags einen wüsten Schmähartikel gegen mich veröffentlicht, auf den ich in einer, in der Leipziger Volkszeitung vom 12. September veröffentlichten Erklärung antwortete. Ich sagte darin:

> Es ist vollkommen richtig, daß ich in einer Schrift, die nunmehr vor gerade einem Vierteljahrhundert zum letztenmal in dritter Auflage erschien, die Partei heftig und ungerecht angegriffen habe. Durch die Handhabung des Sozialistengesetzes bin ich dann zu anderer Ansicht gekommen **und seit mindestens zwanzig Jahren, seitdem ich 1883 mit der Berliner Volkszeitung erst als Mitarbeiter und von 1885 ab als Chefredakteur in Verbindung getreten war, mit äußerster Energie und Konsequenz für die Interessen der verfolgten Sozialdemokratie eingetreten.**

Es ist klar, daß ich damit meine Gesinnungsänderung in das Jahr 1883 verlegte; ich hätte sie, wie ich mich inzwischen vergewissert habe, auch schon in die Jahre 1882 und selbst 1881 verlegen können. Aber gleichviel: um mich als Lügner hinzustellen, verlas Heinrich Braun den oben zitierten Satz nur bis zu den fett gedruckten Worten, folgerte daraus, daß ich behauptet hätte, schon im Jahre 1878, durch den Erlaß des Sozialistengesetzes, bekehrt worden zu sein, während ich noch im Jahre 1880 in der Gartenlaube die Partei bekämpft hätte, und schloß an diese grobe Fälschung folgende, jedes Schmierenkomödianten würdige Tirade:

> Als literarische Persönlichkeit gleichen Sie einem in Erz gewappneten Ritter, der unverwundbar scheint, an dem alle Fechterkunststücke vergeblich abprallen. Und doch ist diese Rüstung, in die Sie sich einhüllen, nicht aus Eisen, sondern aus Pappe, und mit Eisenfarbe bloß überstrichen. Ein paar wuchtige Hiebe, und hinter dieser Rüstung erscheint nicht der reuige Sünder, den Sie jetzt vorspielen, sondern in schlotternder Angst ein gar nicht bußheiliger Sünder. Sie leben allein von der Lüge (Große Unruhe).

Um „alle Fechterkunststücke" und „ein paar wuchtige Hiebe" des Heinrich Braun „abprallen" zu lassen, bedarf es weder einer eisernen noch einer pappenen Rüstung; es genügt, seine infame Fälschung aufzudecken.

## Noch eine grobe Fälschung.

Heinrich Braun ist ein praktischer Mann, der nicht leicht etwas umkommen läßt. Am 14. September eskamotierte er den oben gesperrt gedruckten Satz, um zu beweisen, daß ich von der Lüge lebe; am 16. September holte er ihn wieder hervor, akkompagniert von seinem Spießgesellen Bernhard, um abermals zu beweisen, daß ich von der Lüge lebe. Beide Komplotteure behaupteten nämlich, ich hätte in diesem Satze gelogen, daß ich von 1885 ab Chefredakteur der Berliner Volkszeitung gewesen sei. Als Beweis verlas Bernhard aus meiner Streitschrift: Kapital und Presse, in der ich mein Verhältnis zur Berliner Volkszeitung in allen Einzelheiten auseinanderzusetzen veranlaßt war, einige Sätze, worin ich ausführe, daß mir von 1885 bis 1889 die politische Leitung des Berliner Blattes zugefallen sei, obgleich ich nur ein geringes Jahrgehalt als Redakteur bezogen hätte und meine Beiträge für die Zeitung wie die Beiträge jedes andern Mitarbeiters honoriert worden seien. „Er hat also gelogen, er war nicht Chefredakteur der Berliner Volkszeitung", schrieen die Bernhard und Braun voll pathetischer Entrüstung. Die Tragikomik dieses Pathos liegt aber darin, daß die Biedermänner mich als Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung hängen wollten, an der ich von Ostern 1902 bis zu zu meiner Resignation auf dem Dresdner Parteitage genau dieselbe Stellung inne gehabt habe, wie in den Jahren 1884 bis 1889 bei der Berliner Volkszeitung.

## Das Souper bei Hiller.

Meine Schrift gegen die deutsche Sozialdemokratie erschien in dritter und letzter Auflage zu Weihnachten 1878, meine Aufsätze in der Gartenlaube, die gewissermaßen ein Auszug aus dieser Schrift waren und auf den dringenden Wunsch der Redaktion geschrieben wurden, erschienen 1879 und 1880. Bekanntlich war die Gartenlaube damals das verbreitetste Unterhaltungsblatt in Deutschland, was Heinrich Braun als wahrheitsliebender Mann so ausdrückte, daß ich „wie ein Fuchs die Spuren meiner Tätigkeit verwischt" hätte.

Dann wurde ich durch die Handhabung des Sozialistengesetzes bekehrt und habe in der Weserzeitung, deren Berliner Korrespondent ich war, von 1881 und 1882 ab die Verteidigung der verfolgten Partei übernommen. Natürlich vollzog sich diese Gesinnungsänderung allmählich, und ein genaues Datum kann ich für sie nicht angeben, zumal da ich hier keine Gelegenheit habe, die alten Jahrgänge des Bremer Blattes einzusehen. Durch diese Korrespondenzen, die sehr häufig von der Berliner Volkszeitung nachgedruckt wurden, kam ich dann in Verbindung mit diesem Blatt, für das ich vom Frühjahr 1884 ab — nicht 1883, wie ich in der Leipziger Erklärung vom 12. September mit einem beiläufigen Gedächtnisfehler angegeben habe — meine Tätigkeit begann. In der Berliner Volkszeitung setzte ich den Kampf gegen das Sozialistengesetz mit verstärkter Kraft fort, zumal als mir die politische Leitung des Blattes zufiel, nachdem der bisherige Chefredakteur Phillips im November 1885 schwer erkrankt und im Januar 1886 gestorben war.

Aus meinem Kampfe gegen das Sozialistengesetz ergaben sich alsbald manche Berührungen mit der sozialdemokratischen Partei; von den verfolgten Arbeitern wurden mir mündlich und schriftlich häufig Wünsche zugetragen; auch gehörte Hasenclever zu den ständigen Mitarbeitern der Volkszeitung.

Allein darüber hinaus habe ich von 1884 bis 1887 sorgfältig jede Berührung mit der Partei vermieden; ich wollte das Unrecht, das ich begangen hatte, aus dem freien Triebe meines Gewissens gut machen; ich wollte auch den Schein vermeiden, als beanspruchte ich irgend welche Anerkennung für das, was ich um meinetwillen tat.

In dies mein Stillleben trat nun mit der ganzen Würde, die ihn schmückt, Heinrich Braun. Als er seine erste Rede in Dresden herabgedröhnt hatte, fragte mich Bebel: Seit wann kennen Sie Braun? Ich antwortete: Seit 1887, ich glaube, schon seit 1886. Darauf bot Heinrich Braun in seiner zweiten Rede wieder seine sittlichste Entrüstung auf, um zu erklären, daß ich ein Lügner sei. Nun wohl, im Jahre 1886 ist Heinrich Braun nicht persönlich bei mir gewesen, aber im Dezember dieses Jahres erhielt ich von Frau Josefine Braun, in ihrem und ihres Mannes Namen, ein feuriges Huldigungsschreiben, begleitet von einem Artikel über Gewinnbeteiligung, den sie in der Neuen Zeit veröffentlicht hatte. Das geschah zu einer Zeit, wo ich von Heinrich Braun genau so viel wußte, wie vom Mann im Monde.

Dann hat Heinrich Braun vor dem Dresdner Parteitag in krampfhaftester Weise gegen den Genossen Bebel bestritten, daß er mich eher aufgesucht habe, als bis er mich mit Zustimmung Bebels und Singers zu einem Souper bei Hiller einlud. Es war eine letzte und immerhin anerkennenswerte Regung von Scham in diesem Menschen, daß er vor dem versammelten Parteitage nicht gestehen mochte, einmal die Gastfreundschaft des Mannes, den er aus feigem Hinterhalte zu meucheln sich anschickte, gesucht und gefunden zu haben. Lieber versuchte er, dem Parteitage das unsinnige Märchen aufzubinden, er sei plötzlich als wildfremder Mann auf der Redaktion der Berliner Volkszeitung erschienen, um mir zu sagen: Hören Sie mal, Bebel und Singer wollen heute mit Ihnen zu Abend essen.

In der Thať erschien Heinrich Braun zum ersten Male bei mir, in meiner Privatwohnung Derfflingerstraße 23, um den 20. Oktober des Jahres 1887 herum. Ich sage: um den 20. Oktober herum, eher ein paar Tage später als früher, wie ich aus Briefen ersehe, die sich auf seinen ersten Besuch beziehen. Ich füge gleich hinzu, daß Heinrich Braun dann jahrelang in meinem Hause verkehrt hat. Ich bin glücklich, sagen zu können, daß ich nie sein Gast gewesen bin, aber er ist oft mein Gast gewesen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß er bei seiner dummdreisten Manier, sich um ungelegte Eier zu kümmern und seine Nase in Dinge zu stecken, die ihn in aller Welt nichts angehen, ein übermäßig willkommener Gast gewesen wäre, aber so oft er kam, ist er gastfreundlich von meiner Frau und mir empfangen worden. Hatte ich doch auch an ihm den glühendsten Bewunderer, den ich je gehabt habe, es sei denn, daß ihm Herr Maximilian Harden und der Redakteur Eisner vom Vorwärts den Rang streitig machen. In welchen Tönen höheren Lobgesanges damals Heinrich Braun von mir zu singen pflegte, mag folgende Hymne zeigen, die er am 10. Oktober 1890 in der Wiener Arbeiterzeitung anstimmte:

> Ist es doch Mehring gewesen, der in den schlimmsten Zeiten der Verfolgung durch das Sozialistengesetz in der bürgerlichen Presse der einzige Publizist war, der mit einem Mute und mit einer geistigen Energie ungewöhnlicher Art für unsere Partei eintrat, und da Mehring ein Publizist ersten Ranges ist, so wog sein in der Volkszeitung geführter publizistischer Feldzug mehr, als das Eintreten eines Dutzend anderer Blätter bedeutet hätte. Mehring ist es auch gewesen, der mit rücksichtsloser Kühnheit gegen das Bismarcksche Regime auftrat, zu einer Zeit, als es in der Blüte seiner Macht stand und, wie das zeitweilige Verbot der Volkszeitung bewies, setzte er dabei sein Blatt wie seine eigene Existenz furchtlos aufs Spiel. Dieses mannhafte Eintreten für die Sache der Freiheit und für das Recht Verfolgter und Unterdrückter wurde den bürgerlichen Kreisen mehr und mehr unheimlich, und sie wandten daher bei den

Bourgeois, denen die Volkszeitung gehört, alle Mittel an, um den gefährlichen Publizisten unschädlich zu machen. Jetzt ist es ihnen geglückt. Mehring hat seine Entlassung, und mit ihm zugleich verläßt der charaktervolle Redakteur Ledebour, der sich mit Mehring solidarisch erklärte und neben jenem der einzige Publizist von Befähigung in der Redaktion der Volkszeitung ist, das Blatt.

Genug also: um den 20. Oktober 1887 herum suchte mich Heinrich Braun zum ersten Male und zwar in meiner Wohnung auf. Er führte sich unter Berufung auf den feurigen Huldigungsbrief seiner Frau ein, forderte mich zur Mitarbeit an einer Zeitschrift auf, die er zu gründen gedachte — ich glaube, es war das Archiv für soziale Gesetzgebung oder wie das Ding hieß, für das ich nie eine Zeile geschrieben habe, so wenig wie für irgend eine andere publizistische Gründung des Braun —, zeigte mir einen Brief des Statistikers Ernst Engel, worin dieser sich sehr wohlwollend über mich ausließ, und ermunterte mich namentlich heftig, mit Bebel und Liebknecht und Singer persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, weshalb mir eine solche Verbindung unratsam erschien, doch wollte er meine Einwände nicht gelten lassen: mit Hasenclever stände ich ja schon in kollegialer Beziehung, ich hätte längst gut gemacht, was ich gegen die Partei gefehlt hätte und so weiter. Speziell von Singer sagte er, daß dieser sich allerdings auf dem Kongreß von St. Gallen noch höhnisch über die Stellung ausgelassen habe, die ich in der Volkszeitung zu dem bekannten Beschluß einnehmen würde, wonach auch bei Stichwahlen zum Reichstag freisinnige Kandidaten nicht unterstützt werden sollten, aber er, Braun, habe sofort meine Partei genommen und mit Singer gewettet, daß ich den Beschluß billigen würde; diese Wette habe er ja nun auch glänzend gewonnen. Ob Braun mir damals schon gesagt hat, der Gegenstand der Wette sei ein Souper, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hat er mich aber bei seinem ersten Besuche nicht zu diesem Souper eingeladen, was sich schon dadurch verbot, daß Singer aus Berlin ausgewiesen war.

Dann reiste Braun, soviel ich mich erinnern kann, nach Wien oder sonst wohin. In der Mitte des Dezember kam er wieder zu mir, diesmal auf die Redaktion der Volkszeitung, um mir mitzuteilen, nachdem die Reichstagssession die Rückkehr Singers nach Berlin ermöglicht habe, solle die Wette ausgetragen werden; er habe den Auftrag, mich zu einem Souper bei Hiller einzuladen. Ich habe auch jetzt noch meine Bedenken geltend gemacht, aber Heinrich Braun erklärte, Bebel und Singer wünschten meine Anwesenheit bei dem Souper, um mir ihre Anerkennung für die Dienste auszusprechen, die ich in der Volkszeitung den verfolgten Arbeitern leiste. Daß diese Form der Einladung von Braun erlogen war, habe ich erst durch Bebel in Dresden erfahren; in dem guten Glauben, daß sie wahr sei, ging ich zu dem Souper.

## Der Fall Hasenclever.

Neben der Lüge, daß ich die Artikel in der Gartenlaube vor ihm und andern verheimlicht haben soll, brachte Heinrich Braun den Haupttrumpf vor, ehe ich diese Artikel geschrieben hätte, sei ich schon einmal Parteimitglied gewesen. Als Beweis dafür zog er eine Rede an, die Hasenclever am 17. April 1880 im Reichstage gehalten hat, und zwar folgende Sätze:

> Für die Neue Welt, ein Blatt, das in der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig erscheint und vor mehreren Jahren gegründet wurde, wurde nach einem Jahre seines Bestehens ein neuer Redakteur gesucht, und weil Herr Franz Mehring, den wir näher kannten, eine leidliche Broschüre geschrieben, auch einen guten Stil hat, ein guter Feuilletonist ist, wie ich gern anerkenne, so hatten wir

mit ihm eine Besprechung und fragten ihn, ob er vielleicht Lust habe, die Redaktion der Neuen Welt zu übernehmen. Er war nicht abgeneigt, aber wir konnten bei unseren bescheidenen Verhältnissen ihm nicht mehr geben als 800 Thaler jährlich; das war ihm zu wenig, er sprach von 1000 Thalern; diese konnten und mochten wir ihm nicht zahlen. Als wir so auseinandergingen, wurde Herr Mehring bald darauf Sozialistentöter.

Zunächst wird durch diese Auslassung Hasenclevers die Lüge Heinrich Brauns, daß ich vor den Artikeln der Gartenlaube Parteimitglied gewesen sei, in keiner Weise bestätigt; Hasenclever sagt nur, daß „wir" mich „näher gekannt" hätten. Diese „Wir" waren genau genommen Bebel und Liebknecht, mit denen ich durch meinen alten Lehrer Guido Weiß bekannt geworden war, wie das Bebel in Dresden geschildert hat. An Guido Weiß, der meines Erachtens zu den feinsten Stilisten in der Literatur des 19. Jahrhunderts gehört, war ich von der ästhetisch-literarischen Seite gekommen; als Mitredakteur bin ich an seiner Zukunft von 1869 bis 1871 und als Mitarbeiter an seiner Wage von 1873 bis 1876 tätig gewesen; in der Zwischenzeit war ich, zusammen mit Leopold Jacoby, Mitarbeiter des Oldenbergschen Reichs- und Landtagsberichts. In der Wage von Weiß habe ich dann auch die Aufsätze gegen Treitschke veröffentlicht, die in Dresden von Bernhard und Braun gegen mich ausgespielt wurden. Als im Sommer 1875 die literarische Fehde zwischen Treitschke und Schmoller entbrannte, sprach ich einmal mit Guido Weiß davon, in dem Sinne, daß Treitschke eigentlich schon von jedem Arbeiter widerlegt werden könne. Weiß meinte: Schreiben Sie mir doch ein paar solche Artikel für die Wage, und das habe ich getan; die Artikel, die im Sommer 1875 von der Wage veröffentlicht wurden, begannen gleich mit der Erklärung, daß sie nicht mehr enthalten sollten, als was „Tausende von sozialistischen Arbeitern ebenso gut sagen könnten". Sie fanden einigen Beifall, und ich war ganz damit einverstanden, daß die Leipziger Genossenschaftsbuchdruckerei sie als Broschüre nachdruckte; ich habe sie für diesen Zweck auch noch überarbeitet und erweitert, natürlich aber keinen Pfennig Honorar für den Nachdruck beansprucht. Die Broschüre ist heute schon eine bibliographische Seltenheit geworden; im Antiquariatshandel wird sie mit 3 Mark notiert, bei einem ursprünglichen Preise von 20 oder 30 Pfennigen. Ich darf sie deshalb nicht als bekannt voraussetzen; immerhin glaube ich aber sagen zu können, daß Genosse Bebel sie allzu hoch taxierte, wenn er sie in Dresden „glänzend" nannte. Meines Erachtens hat Hasenclever sie richtiger eingeschätzt, wenn er meinte, es sei eine „leidliche Broschüre", die ein „guter Feuilletonist" verfaßt habe. Ich habe sie neulich, seit ein paar Jahrzehnten zum ersten Male wieder, durchgesehen und finde, daß sie der wissenschaftlichen Gedankenwelt des Sozialismus noch vollkommen fernsteht. Sie trumpft eben nur, gleichviel mit welchem Maße von Witz, die ordinären Philistervorurteile gegen die moderne Arbeiterbewegung ab, zu deren Echo sich Treitschke gemacht hatte.

Etwa zur selben Zeit, wo diese Broschüre erschien, teilte mir wieder Guido Weiß eines Tages mit, Liebknecht habe ihn gebeten, mich zu sondieren, ob ich die Redaktion der Neuen Welt, die bekanntlich ein Unterhaltungsblatt war, übernehmen wolle; mehr als 500 Taler Redaktionsgehalt könne aber nicht gezahlt werden. Weiß meinte auf meine Bitte um Rat, die Sache habe ihr Für und Wider; ich könne ja aber eine zunächst unverbindliche Rücksprache nehmen. Diese Rücksprache hat dann im Berliner Rathauskeller stattgefunden; zugegen waren Hasenclever, Hasselmann, wenn ich mich recht entsinne, auch Geib, und noch einige andere, deren Namen mir entfallen sind. Ich kann heute nach 28 Jahren nicht mehr den Inhalt der Unterredung rekonstruieren; wessen ich mich mit Bestimmtheit noch entsinne, war die überaus feindselige Haltung, womit Hasselmann mir entgegentrat, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten und zum letzten Male gesprochen habe.

Ob auch die Gehaltsfrage diskutiert worden ist, weiß ich nicht mehr; daß ich der Partei abwendig geworden sein soll, weil sie eine mir ohne jedes Zutun von meiner Seite angebotene Stellung nicht um ein paar hundert Mark höher dotieren wollte als ich angeblich wünschte, überlasse ich jedem zu glauben, der an diesem Glauben sein Vergnügen hat.

Besäßen die Leute, die wie Bluthunde auf meiner Fährte bis auf ein Menschenalter zurück gejagt sind, um mich zu meucheln, auch nur eine Spur von Loyalität, so hätten sie in dem Parteitagsprotokoll von 1876 finden können, was mich damals mit der Partei auseinander gebracht hat, der ich zwar nicht angehört, aber doch nahe gestanden hatte. Kayser und Most erklärten mich damals in der Berliner Freien Presse für ein bewußtes, Liebknecht im Leipziger Volksstaat wenigstens für ein unbewußtes Werkzeug der Reaktion, weil ich bei dem Kriege, der in jener Zeit von andern und mir gegen die Gründerpresse geführt wurde, auch gegen ein demokratisches Blatt vorgegangen war. Ich bin heute längst dem Irrtum entwachsen, als ob man der kapitalistischen Korruption an den Leib kommen könne, wenn man ihre konkreten Auswüchse auszurotten sucht, aber in den konkreten Fällen habe ich Recht gehabt. Das erste Unrecht ist mir damals durch die Partei zugefügt worden, so wenig ich damit das größere Unrecht verteidigen oder auch nur beschönigen will, das ich ihr zugefügt habe.

Ich habe schon die geistvolle Ansicht des Braun zurückgewiesen, daß ich „wie ein Fuchs meine Spuren verwischt haben“ soll, weil ich in dem gelesensten Blatte der deutschen Unterhaltungsliteratur unter meinem Namen einige Artikel gegen die Sozialdemokratie veröffentlicht hatte. Brauns Behauptung, daß er diese Artikel erst seit wenigen Wochen kenne, war eine Unwahrheit, wie ihm Bebel in Dresden auf den Kopf zusagte; wie mit Bebel, so hat Braun auch mit mir im Jahre 1887 über diese Artikel gesprochen. Ob er auch von der Rede Hasenclevers damals schon gewußt hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Heinrich Braun sagte darüber am 16. September in Dresden:

> Ich behaupte, daß ich die Artikel in der Gartenlaube und die Rede Hasenclevers erst vor einigen Monaten kennen gelernt habe. Der Genosse, der mich darauf aufmerksam gemacht hat, ist hier im Saale. Wenn es gefordert wird, erwarte ich, daß seine Loyalität ihn veranlaßt, sich zu nennen.

Wenn dieser unbekannte Gönner — es ist beiläufig der Redakteur Eisner vom Vorwärts — den Heinrich Braun auf die Artikel in der Gartenlaube aufmerksam gemacht hat, so hat er sich überflüssige Mühe gegeben, denn die kannte Braun schon, aber mit der Rede Hasenclevers mag er allerdings den Wissensschatz seines Freundes bereichert haben.

Jedoch ist damit der Fall Hasenclever noch nicht erledigt, weder für Heinrich Braun, noch für mich. Ich sagte schon, daß Hasenclever unter meiner Chefredaktion ständiger Mitarbeiter der Berliner Volkszeitung gewesen sei. Ich überkam ihn als solchen von meinem Vorgänger Phillips, der mit Hasenclever persönlich befreundet war. Phillips hatte mir wiederholt gesagt, wie viele Scherereien er mit dieser Mitarbeit unter dem Sozialistengesetz habe; die Aktien der Volkszeitung waren durch Erbgang und andere Verhältnisse in den Besitz nationalliberaler oder noch weiter nach rechts stehender Kapitalisten gelangt, die zwar mit tausend Freuden die bürgerlich-demokratische Haltung des Blattes genehmigten, da es dabei prosperierte, aber die desto argwöhnischer gegen alles waren, was die Zeitung dem Henkerbeile des Sozialistengesetzes nahe bringen konnte. Phillips meinte aber, er müsse Hasenclever halten, der gerade unter dem Sozialistengesetz auf diese Mitarbeit angewiesen sei. Ich übernahm dann die Erbschaft mit all ihren Scherereien von Phillips, obgleich das Motiv persönlicher Freundschaft für mich fortfiel. Etwa nach Jahr und Tag, nicht lange vor seinem Tode, kam Hasenclever zu mir und sagte mir:

Ich hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie mich absägen würden, und ich hätte natürlich kein Wort darüber verloren. Aber da Sie nun schon so lange meine Beiträge aus freien Stücken aufnehmen, so danke ich Ihnen, und wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen. Darauf gaben wir uns die Hand und die Sache war abgetan.

Alles das wußte Heinrich Braun. Als er das erstemal bei mir war, suchte er mich gerade auf die Mitarbeit Hasenclevers hin zur persönlichen Anknüpfung mit Bebel, Liebknecht und Singer zu bewegen. Heinrich Braun wußte, daß Hasenclever in den Tagen des Sozialistengesetzes meine Hilfe als die Hilfe eines Freundes angenommen hatte. Heinrich Braun wußte, daß Hasenclever versöhnt mit mir gestorben war.

Und nun braucht ihm nur irgend ein gefälliger Kumpan die Rede Hasenclevers vom 17. April 1880 in die Hand zu stecken, und der Grabschänder schleudert sie wider besseres Wissen und für ehrabschneiderische Zwecke, mit seinem ganzen Schmierenpathos, dem Parteitag ins Gesicht.

## Eine dritte grobe Fälschung.

Nach diesen Leistungen des Braun fiel seine letzte, gegen mich gerichtete Tirade etwas ab. Er sagte:

> Bebel wird sich erinnern, wie eindringlich ich ihm gesagt habe, wie sehr es dem Gefühle der Parteigenossen widerspricht, — und Viktor Adler hat sich in der Wiener Arbeiterzeitung ähnlich geäußert —, daß gerade dieser Franz Mehring der Herausgeber des Nachlasses von Marx und Lassalle geworden ist.

Wenn ich der Herausgeber des Nachlasses von Marx und Lassalle geworden bin, so verdanke ich das nicht irgend welcher Patronage von irgend welcher Seite, sondern meiner Arbeit und meinem Fleiße. Ich war der einzige Schriftsteller nicht nur der deutschen, sondern auch der internationalen Sozialdemokratie, der die Schriften von Marx und Engels speziell aus den vierziger, und die Briefe Lassalles an Marx und Engels speziell aus den fünfziger Jahren in einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Weise herausgeben konnte. Hätte Heinrich Braun in den fünfundzwanzig Jahren, in denen er der sozialdemokratischen Partei angehört haben will, woran bekanntlich sehr triftige und sehr wesentliche Zweifel bestehen, auch reell gearbeitet, wie ich, und nicht bloß gestänkert, intrigiert und hinter den Kulissen gehetzt, so wäre er am Ende der berufene Herausgeber gewesen — wer weiß?

Viktor Adler aber schrieb in der Wiener Arbeiterzeitung über meine Ausgabe:

> Wer uns den Karl Marx jener Jahre (der vierziger Jahre) zeigen will, hat ein Stück Geschichtsschreibung höchster Ordnung zu leisten. Franz Mehring hat diese große Leistung vollbracht. . . . Jedes einzelne Stück der Sammlung ist durch eine ausführliche, weit ausgreifende Einleitung historisch auf seinen Platz gestellt und verständlich gemacht und durch Anmerkungen in allen Einzelheiten erläutert. So ist unter seinen Händen lebendig geworden, was selbst den Wenigen, die es kannten, zum guten Teil totes Material gewesen war. Nun wollen wir ein Geständnis machen, das wie ein höchst persönliches aussieht, aber weit davon entfernt ist, es zu sein. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich dazu, und weiß, daß er im Namen nicht allzu Weniger spricht, daß eine gewisse Unruhe wach wurde, als die Nachricht kam, Franz Mehring sei ausersehen, den Nachlaß von Marx-Engels herauszugeben. Nicht als ob sich der geringste Zweifel an dem umfassenden Wissen und den außerordentlichen Fähigkeiten des Verfassers der Lessing-Legende, des Geschichtsschreibers der deutschen Sozialdemokratie hätte

rühren können. Aber Mehring ist auch ein glänzender Tagesschriftsteller, ein Polemiker ersten Ranges, und unterliegt als solcher, wie wir alle, den Lastern seiner Tugenden. Davon, von dem Ueberschäumen des Temperaments, von der sich vordrängenden Kraft einer nicht allen und nicht in allen Teilen sympatischen Persönlichkeit, die in der Wertung von Menschen und Dingen nicht nur von der großen Leidenschaft des Tages, sondern auch von der kleinen Laune der Minute beherrscht wird, war zu befürchten, daß das ebenso notwendige wie ersehnte Werk schädigende Spuren tragen werde. Nun wohl, wer mit uns gezweifelt und gefürchtet hat, ist aufs glücklichste enttäuscht worden. Franz Mehring hat in den vier Bänden des Nachlasses ein Werk der Selbstüberwindung, der Liebe, der Hingebung und des Fleißes geleistet, wofür ihm der internationale Sozialismus, die ganze gebildete Welt dauernden und innigsten Dank schulden. In überraschenden Maße hat er sich zur Höhe und Würde seiner Aufgabe erhoben und nur an ganz vereinzelten und überdies nebensächlichen Stellen wird der Leser vorübergehend daran erinnert, was der Autor in sich überwinden mußte.

So Viktor Adler. Heinrich Braun scheint den Beruf des Parteitags allerdings darin zu erblicken, sich von ihm anschwindeln zu lassen.

## Der Fall Leuß.

Als zweiter Ankläger gegen mich trat am 14. September Edmund Fischer auf. Er faßte die Sache am entgegengesetzten Ende an, wie Heinrich Braun; hatte dieser behauptet, ich verwische meine Spuren wie ein Fuchs, wenn ich in die Gartenlaube schriebe, so sagte Edmund Fischer umgekehrt: ich kann Mehring nicht mehr ausstehen, seitdem er 1891 seine Schrift Kapital und Presse veröffentlicht hat, eine Schrift, worin ich alle meine Spuren bis auf zwanzig Jahre zurück aufdecke. Aus dieser Schrift pickte Edmund Fischer alle Anschuldigungen heraus, die mir von bürgerlichen Gegnern gemacht worden sind, das heißt als unanfechtbare Tatsachen, ohne zu erwähnen, daß ich sie eben in dieser Schrift widerlegt habe. Diese Methode, einen Menschen an den Galgen zu bringen, ist so neu wie einfach und genial: Edmund Fischer sollte sich ein Patent auf sie geben lassen.

Sein Haupttrumpf aber war der Fall Leuß, über den er ausführte:

> Dann der Fall Hans Leuß. Leuß war antisemitischer Abgeordneter, der zu Zuchthaus verurteilt wurde wegen eines Meineids, den er, wie Mehring angiebt, aus edlen Motiven geleistet hatte. Mag sein, aber die Frau seines Freundes hatte er nicht aus edlen Motiven verführt. Jedenfalls hatte er abgewirtschaftet und kam dann zu Mehring, der ihm ein Loblied sang, daß er eine starke demokratische Ader habe 2c. Leuß durfte für die Neue Zeit schreiben; zu gleicher Zeit schrieb er Artikel für den Zeitgeist des Berliner Tageblattes (Zuruf: Auch für die Welt am Montag!). Da hat man absolut nicht von „Reinlichkeit" gesprochen, Genosse Kautsky (Sehr gut!). Da mußte die Reichstagsfraktion einschreiten, um diesem Empfinden für Reinlichkeit Rechnung zu tragen. Ich war entrüstet über die Sache, besonders aber waren es die Revisionisten, die sich dafür ins Zeug legten, daß reinliche Verhältnisse hergestellt wurden. (Zuruf: Heine!) Jawohl, Heine hat am allerentschiedensten gegen Leuß gesprochen. Die Genossen haben sich übrigens damals nicht nach Revisionisten und alter Richtung geschieden sondern ganz unabhängig von dieser Gruppierung Also Veranlassung zum Eingreifen hätte für den Vorstand auch früher schon vorgelegen, aber da geschah nichts. Wahrscheinlich schrieb Leuß nicht revisionistisch, und so wurde er mit Freuden aufgenommen und Kautsky hat ihm keine Karenzzeit auferlegt. Das ist der Grund, weshalb ich mich empörte, als dann Mehring seinen Angriff gegen die Zukunft unternahm.

Ob Leuß die Frau seines Freundes aus edlen oder unedlen Motiven verführt hat, weiß ich nicht; in solchen Dingen denke ich mit der Bibel: Wer

sich ohne Schuld fühlt, werfe den ersten Stein auf ihn. Daß Leuß den Meineid, der ihn auf einige Jahre ins Zuchthaus brachte, aus ehrenhaften Motiven geleistet hat, das hat unter dem frischen Eindruck seiner Verurteilung der alte Liebknecht im Vorwärts energisch hervorgehoben. Zu mir kam Leuß, als er bereits ein oder zwei Jahre aus dem Zuchthause entlassen war. Er stand am Rande des Abgrunds, da sich ihm die bürgerliche Welt hermetisch verschloß. Als er um meine Hilfe bat, habe ich ihn zunächst an den damaligen Vorsitzenden des Vereins Berliner Presse adressiert, den ich zufällig kannte und für einen ziemlich vorurteilslosen Mann hielt. Aber auch der wies Leuß unbarmherzig die Tür. Dann erst ließ ich mich auf dessen Wünsche ein, die dahin gingen, daß ich ihm einen Verleger für seine Gedichte nachwiese, eine kurze Anzeige dieser Gedichte schriebe und ihm ein Blatt öffnete, worin er die fürchterlichen Zustände in den Zuchthäusern schildern könnte. Ich habe ihm den Verleger in dem Genossen Sassenbach nachgewiesen, eine kurze Anzeige seiner Gedichte in der Neuen Zeit veröffentlicht und den Genossen Kautsky gebeten, einige Aufsätze von Leuß über die Disziplin in den Strafanstalten in die Neue Zeit aufzunehmen.

Weshalb Kautsky diese Aufsätze aufnahm, hat er als Redakteur der Neuen Zeit mit den Worten erläutert:

> Wir haben es niemals mit den Aufgaben unserer Zeitschrift für unvereinbar gehalten, Autoren zu Worte kommen zu lassen, die offenkundig außerhalb unserer Partei stehen, wenn ihre Arbeiten uns von Nutzen für unsere Sache erschienen oder keine Aussicht hatten, in der bürgerlichen Presse aufgenommen zu werden. Hans Leuß hatte uns eine Artikelserie angeboten, in der er seine Erfahrungen über das Gefängniswesen darstellen wollte. Niemand wird bezweifeln, daß dieses Thema von höchster Wichtigkeit für uns ist und daß Leuß im stande ist, uns darüber bedeutende Beobachtungen mitzuteilen.

Im ganzen hat Leuß für die Neue Zeit drei oder vier Artikel geschrieben, die sehr wertvolle Einblicke in den scheußlichen Untergrund der kapitalistischen Klassenwirtschaft gewährten. Daß er auch für die Welt am Montag gearbeitet hat, weiß ich; von seiner Mitarbeit an einer Beilage des Berliner Tageblatts habe ich nie etwas gehört. Das ging auch die Partei nichts an, da Leuß nicht zur Partei gehörte.

Später, als Leuß an einer Tageszeitung der Partei mitzuarbeiten begann, hat sich die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit der Frage beschäftigt, inwieweit diese Mitarbeit statthaft sei. Der Beschluß liegt mir in der offiziellen Fassung vor, in der ihn mir Genosse Auer zur Uebermittlung an Leuß sandte. Danach wurde ihm die Mitarbeit unter stark einschränkenden Bedingungen gestattet. Für die Neue Zeit hat Leuß seitdem nichts mehr geschrieben, wohl aber für den Vorwärts, die Sächsische Arbeiterzeitung und die Münchner Post. Ich habe seine Arbeiten nicht im einzelnen verfolgt, doch halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß er unter der Redaktion Eisners, Südekums und Adolf Müllers allzu kecke, marxistische Sprünge gemacht hat. Ganz „reinlich" ist es dabei in einem Falle leider nicht hergegangen, doch war ich es nicht, der die „Reinlichkeit" trübte; ich habe sie vielmehr wieder hergestellt, nachdem sie von revisionistischer Seite getrübt worden war. Es geschah ganz in der Nachbarschaft Edmund Fischers, der sich erst am Ufer der Elbe umschauen sollte, ehe er in Friedenau und Steglitz rhadamantisches Gericht hält. Recht hat er allerdings darin, daß die „alte Richtung" und die „Revisionisten" im Falle Leuß nicht geschlossen waren. Doch weiß ich von der „alten Richtung" nur Kautsky und Liebknecht, von der andern dagegen Auer, Eisner, Gradnauer, Südekum, Adolf Müller, die meine mildere Auffassung teilten. Am entschiedensten sprachen sich gegen die Mitarbeit des Leuß die Genossen Meister und Wurm aus, die bekanntlich zur „alten Richtung" gehören.

Ob Leuß heute noch an der Parteipresse mitarbeitet, weiß ich nicht; seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehen. Man sagt mir, daß er gegenwärtig ein Spezialkollege des Bernhard bei der Berliner Morgenpost sei; auch für die Hardensche Zukunft hat er vor einiger Zeit einen Beitrag geliefert, den ich zufällig las. Im übrigen war oder ist Leuß ein gescheiter Mann, mit dem ich recht gern verkehrt habe. Er glaubte mir einigen Dank zu schulden für die geringen Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen konnte, und sagte mir schon vor drei Jahren, in Gegenwart von Zeugen, voll aufrichtiger Sorge um mein Wohl: ich sei zu sorglos und würde mir einmal das Genick brechen, ehe ich michs versähe; er wollte irgendwo das staatsmännische Wort gehört haben: Ist Bebel erst tot, so schmeißen wir die ganze Rasselbande zur Partei hinaus. Damals habe ich ihn ausgelacht, heute täte ich es am Ende nicht mehr. Aber in der „alten Richtung" hat sich Leuß seine merkwürdige Prophetengabe nicht erworben; von dieser Richtung war ich der Einzige, der mit ihm verkehrte.

## Eine Possenfigur.

Als dritter Ankläger spielte sich in Dresden der schon mehrfach genannte Georg Bernhard auf. Teils schacherte er in der Manier des Heinrich Braun mit der alten Garderobe, die ich vor mehr als zwanzig Jahren abgelegt habe, teils war er das vorgeschobene Werkzeug anderer Leute, mit denen ich vorziehe, mich direkt zu unterhalten. Hier nur so viel, daß von Bernhard jener parteiverräterische Artikel über Parteimoral in der Zukunft herrührte, den ich in der Neuen Zeit so kritisiert hatte, wie er es verdiente, und den Bernhard selbst vor dem Parteitag demütig widerrief. Wenn er nun meinte, daß ich nicht zum moralischen Richter über ihn berufen sei, so will ich mich gern mit einem ästhetischen Urteil über ihn begnügen und einfach feststellen, daß dieser junge Mensch, der den Tag über freiwillig im Joche der kapitalistischen Geschäftspresse scharwerkt und sich abends als revolutionären Sozialisten aufspielt, die abgeschmackteste, oder um gerecht zu sein, die einzig abgeschmackte Possenfigur ist, die bisher die ehrenreiche Geschichte der Sozialdemokratie verunziert hat. Im übrigen ist er durch den Dresdner Beschluß nach seinem eigenen Ausdruck zum Parteimitgliede zweiter Klasse degradiert worden und hat damit seinen Lohn dahin. Immerhin will ich seine Behauptung, ich hätte durch mein „diktatorisches Verhalten" in der Parteipresse irgend jemandem daran die Mitarbeit verleidet, als eine unverschämte Verleumdung zurückweisen. Die Kündigung, die vor Jahr und Tag zwei Mitarbeitern der Leipziger Volkszeitung zuging, ist nach eingehender und pflichtmäßiger Prüfung der Sachlage von der Gesamtredaktion beschlossen worden, unter Zustimmung des damaligen Geschäftsleiters; ihre Gründe gehören nicht vor die Oeffentlichkeit, es sei denn, daß die gekündigten Mitarbeiter selbst danach verlangen. Meine angebliche „Diktatur" hindert den Bernhard durchaus nicht, seine schätzenswerte Kraft der Parteipresse zu widmen, ebensowenig wie einen so moralischen Mann daran die Tatsache hindern wird, daß er als Redakteur der kapitalistischen Morgenpost, die dem sozialdemokratischen Zentralorgan die schärfste Konkurrenz macht, das Mehrfache des Gehalts bezieht, das er als Redakteur an der Parteipresse beziehen würde.

## Olle Kamellen.

Indem ich den Leser nunmehr hinter die Kulissen führe, muß ich ihm mit einigen kurzen Worten den Weg beschreiben.

In den Jahren 1898 und 1899 führte Herr Maximilian Harden mit Herrn Professor Hans Delbrück einen Beleidigungsprozeß, in den ich dadurch verflochten wurde, daß mich Herr Delbrück als Zeugen für zwei sehr einfache Tatsachen vorschlug. Herrn Harden und seinem Anwalt gefiel es nun, meine Vernehmung durch eine formal-prozessuale Einrede zu hindern, jedoch erst, nachdem Herr Harden mich in ein Netz häßlicher Fabeln verstrickt hatte, die durch die Zeitungsberichte über den Prozeß in alle Welt verbreitet wurden. Um dieses Netz zu zerreißen, veröffentlichte ich im Februar 1899 das Schriftchen: Herrn Hardens Fabeln, Berlin bei Hermann Walther. Harden behauptet, er habe mir nie das Geringste zuleide getan, dagegen hätte ich ihn „Streber, Lügner, Fälscher, Betrüger, Reptil, Spion, Strolch“ geschimpft. Beides ist erlogen. Harden hat durch sein unanständiges Verhalten in seinem mit Delbrück geführten Prozeß meine Abwehr notwendig gemacht, und diese Abwehr enthält keine Schimpfworte gegen Harden, sondern führt in sachlich begründeter Weise eine Reihe schwerwiegender Beweise gegen seine publizistische Tätigkeit. Schimpfen ist die Sache des Herrn Harden, nicht die meine; in demselben Artikel der Zukunft, worin er mir jene Lügen nachredet, schimpft er über mich auf zwei oder drei Seiten: „Straßenkehrer“, „Bravo“, „Schinder“, „sündiger, so oft gestrauchelter Mensch“, „läppische Privatrachsucht eines armen Irrsinnigen, den krankhafter Hang treibt, zu bespeien, was er gestern geküßt hat und zu küssen, was er bespie“, „kindisch perverses Treiben“, „mißtrauische Lakaienseele“ u. s. w.; es ist die Art, wie der — nach Bebels treffendem Ausdruck — komplette Größenwahn Hardens nicht nur gegen mich, sondern gegen jeden explodiert, der ihm einmal mit der Fackel über den dunkeln Weg leuchtet.

Es ist ebenso erlogen, wenn Herr Harden neuerdings behauptet, in meinem Schriftchen gegen seine Fabeln hätte ich „ein wahres Lügengebirge“ aufgeputzt, und er habe am 4. März 1899 in der Zukunft bewiesen, daß mein „ganzes Getürm zusammengeschwindelt“ sei. Harden hat an dem „Lügengebirge“ nicht einmal das kleinste Steinchen zu verrücken vermocht; über seinen Artikel vom 4. März 1899 urteilten der Vorwärts und selbst bürgerliche Blätter, er sei außergewöhnlich schwach ausgefallen; Harden habe meine Beschuldigungen gegen ihn nicht widerlegt und gerade die schwersten nicht einmal erwähnt. Gleichwohl habe ich mir die Mühe gemacht, in der zweiten Auflage meiner Broschüre auch noch seine ohnmächtigen Versuche zur Widerlegung niederzuschlagen; darauf hat Harden geschwiegen und schweigen müssen.

Auf mein Schriftchen, von dem Harden demnach noch nicht ein Atom widerlegt hat, muß ich jeden verweisen, der mein früheres und mein jetziges Urteil über ihn sachlich begründet sehen will. Hier rekapituliere ich kurz, daß ich vom Herbst 1890 bis zum Herbst 1892 in freundschaftlichem Verkehr mit Harden gestanden habe. Im Herbst 1890 schleppte der mir bis dahin ganz unbekannte Mann das Material gegen Lindau in mein Haus, und in den nächsten Monaten, wo ich den Krieg gegen Lindau führte, hat er mir einen zwar weder sehr mutigen noch sehr wirksamen, aber immerhin anerkennenswerten Beistand geleistet. Danach schlief unser Verkehr mehr oder weniger ein, bis Harden im September 1891 zu mir kam, um meinen Beistand in einem Kampfe zu erbitten, in den er mit einem gewissen Preßklüngel geraten war. Diesen Beistand habe ich ihm gern gewährt, da er damals eine nach meiner Ansicht gute Sache verfocht; ich bin für ihn eingetreten, wo immer er es verlangte; als er von einem Angehörigen jenes Preßklüngels im Foyer des Lessingtheaters ge-

ohrfeigt wurde, war ich der einzige, der die an ihm verübte Brutalität öffentlich (im Vorwärts) geißelte; als er sich wider meinen dringenden Rat auf die Redaktion der Kreuzzeitung begab, weil er auch hier noch eine mitfühlende Seele zu finden hoffte, warf ihn Hammerstein kurzweg zur Tür hinaus.

Es kostet mich auch heute nicht die geringste Ueberwindung, zu sagen, daß ich mich damals lebhaft für Harden interessiert habe. Seine ursprünglich großen, schriftstellerischen Anlagen waren nicht so verwahrlost, wie sie heute sind; er besaß einen ästhetischen Geschmack und literarhistorische Kenntnisse, die sehr respektabel waren und mir um so mehr imponierten, als ich damals gerade mit meinem Buch über Lessing beschäftigt war; seine ökonomische und politische Bildung war freilich, wie er selbst sagte, „minimal", aber er gab sich als Gefühlsdemokrat und Gefühlssozialist, und daran wurde ich auch nicht irre, als ich im Januar 1892 hinter seine Schwärmerei für Bismarck kam. Er selbst erläuterte sie als ästhetisches Behagen an einer mächtigen Menschengestalt, während er zugleich versicherte, daß er mir politisch ganz nahe stehe und mit Vergnügen gratis für den Vorwärts schreiben würde. Siehe die Beweise dafür in Hardens Fabeln. Wie ich damals über ihn dachte, habe ich ganz offen in der Neuen Zeit, 10. Jahrg., 2. Bd., S. 668, in einem Aufsatze über Nietzsche mit den Worten ausgesprochen:

> Noch nützlicher ist der Nietzscheanismus für den Sozialismus in einer anderen Beziehung. Ohne Zweifel sind Nietzsches Schriften verführerisch für die paar jungen Leute von hervorragendem literarischem Talent, die etwa noch in den bürgerlichen Klassen aufwachsen mögen und zunächst in bürgerlichen Klassenvorurteilen befangen sind. Für sie ist Nietzsche aber nur ein Durchgangspunkt zum Sozialismus. Von ihm zurück auf Eugen Richter und Paul Lindau können sie nicht; dazu ist Nietzsche denn doch ein zu bedeutender und zu genialer Mensch. Bei Nietzsche stehen bleiben können sie auf die Dauer aber auch nicht, denn mit einer genügend großen Rente kann man wohl in der Einsamkeit der Hochalpen den „Uebermenschen" spielen, aber im Drang und Kampf des wirklichen Lebens pauft ihnen die ökonomische Dialektik solche Schrullen gründlich aus. So mausern sie sich allmählig zu Sozialisten. In diesem Mauserungsprozeß befindet sich beispielsweise Herr Harden, wenn er noch in den Schlingen platonischer Bewunderung für den „Uebermenschen" Bismarck hängen bleibt, aber daneben unter ernsthaften Opfern einen mutigen Kampf gegen die kapitalistische Preßkorruption führt.

Kurzum, ich sah damals in Harden eine von der kapitalistischen Dekadenz vielfach angefressene, von den Taumeltränken Nietzsches betörte, aber im Kerne reiche und tüchtige Natur, von der ich hoffte, daß ihr der rettende Sprung aus dem kapitalistischen Sumpf auf die feste Erde des proletarischen Klassenkampfes gelingen werde. In dieser Hoffnung habe ich ihn nach bestem Wissen und Gewissen beraten.

In dem Kampfe, den wir damals gemeinsam führten, haben wir neben unserem persönlichen Verkehr auch Briefe gewechselt, von denen Harden nunmehr in seiner Zeitschrift und in einer Zuschrift an den Vorwärts andeutet, daß er darin „gute Waffen" gegen mich besitze. Ich stelle zunächst fest, daß diese Briefe geschrieben worden sind in einem Kampfe, für den mich Harden zu Hilfe gerufen hatte, um seine Ehre und seine Interessen zu schützen; ich stelle ferner fest, daß diese Briefe von freundschaftlichem Wohlwollen für Harden diktiert worden sind, wofür ich fernerhin noch ein beweiskräftiges Zeugnis beibringen werde. Wenn er mir dennoch mit ihrer Veröffentlichung drohen zu können glaubt, so nur deshalb, weil er anzunehmen scheint, daß Urteile, die ich in diesen — ich wiederhole, zum Schutze seiner Ehre und seiner Interessen geschriebenen — Briefen über dritte Personen gefällt habe, mir unbequem werden könnten, wenn sie heute veröffentlicht würden. Ob seine Annahme zutrifft, kann ich mit absoluter Sicherheit heute weder bejahen noch

verneinen; so sicher ich der allgemeinen Tendenz dieser Briefe bin, so wenig kann ich mich nach elf Jahren auf jeden Satz oder gar jedes Wort besinnen.

Jedoch stehe ich keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich den Herrn zur Veröffentlichung meiner, in den Jahren 1891 und 1892 an ihn gerichteten Briefe ermächtige, vorausgesetzt erstens, daß die Briefe in ihrem vollen Wortlaut und in ihrem richtigen Zusammenhange veröffentlicht werden und zweitens, daß er mich ermächtigt, auch seine, in jenen Jahren an mich gerichteten Briefe unter der gleichen Voraussetzung zu veröffentlichen. Sollten dadurch dritte Personen verletzt werden, so werde ich für mein Teil mich mit ihnen abzufinden wissen; daß der Briefwechsel selbst, wenn er vollständig vorliegt, mir nur zur Ehre gereichen wird, weiß ich. Sollte jedoch Harden fortfahren, mit vagen Andeutungen über den Inhalt dieser Briefe mir zu drohen, oder durch einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Bruchstücke mich zu verdächtigen, so will ich von vornherein erklärt haben, daß er das Gewerbe der Revolverpresse treibt, indem er Waffen, mit denen ich ihm einst geholfen habe, heimtückisch vergiftet, um sie in verleumderischer Absicht gegen den einstigen Helfer zu kehren.

So viel im Allgemeinen! Und nun zu den Waffen dieses Kalibers, die Harden dem gegen mich geschmiedeten und auf dem Dresdener Parteitage explodierten Komplott geliefert hat.

## Der Fall Schoenlank.

Es sind ihrer zwei. Am 15. September erzählte der mehrerwähnte Bernhard dem Parteitage:

> Mehring ist gar nicht berechtigt, gerade über die Frage der Mitarbeit an bürgerlichen Blättern zu schreiben, da er noch im Sommer 1891 an Harden einen Brief schrieb, in dem er ihn bat, Schoenlank Mitarbeit an bürgerlichen Blättern zu verschaffen, weil die sozialdemokratische Presse so schlecht bezahle. (Hört! hört!) Gerade Mehring darf meines Erachtens nicht gegen mich schreiben, weil der Charakter dieses Mannes, wie er in allen seinen Artikeln hervortritt, sich stets gleich geblieben ist. Am 11. September 1892 hat Mehring an Harden eine Karte gerichtet, deren Original ich gesehen habe. Auf dieser Karte heißt es: „Sollten Sie einmal eine besondere Abrechnung mit Schoenlank für angemessen oder notwendig halten, so wenden Sie sich vertrauensvoll nur an mich. Ich weiß diesen Lümmel schon zahm zu machen." (Hört! hört! Lebhafte Bewegung. Zurufe: Wo haben Sie das her?) : Wo ich das herhabe, kann Ihnen egal sein.

Schoenlank siedelte im Herbst 1890 von Nürnberg nach Berlin über. Er war in den letzten Jahren des Sozialistengesetzes Mitarbeiter der Berliner Volkszeitung gewesen, und in der Aussicht, es zu bleiben, neben seiner Tätigkeit für den Vorwärts, hatte er seine Uebersiedelung bewerkstelligt. Kaum war er einige Wochen in Berlin, als ich von der Volkszeitung geboykottet wurde, womit auch Schoenlanks Mitarbeit zerfiel. Eine erweiterte Tätigkeit am Vorwärts konnte ihm nicht gewährt werden; ich habe selbst der Unterredung beigewohnt, in der Liebknecht ihm diesen Wunsch abschlug oder abschlagen mußte. So wünschte Schoenlank eine wissenschaftliche Arbeit über Kartelle, die ihm sehr große Mühe gemacht hatte, in irgend einer bürgerlichen Wochenschrift unterzubringen. Harden war ständiger Mitarbeiter an der Nation und ich fragte bei ihm an, ob er die Aufnahme von Schoenlanks Arbeit in die Nation vermitteln könne. Er tat auch irgend welche Schritte in dieser Richtung, kam aber mit der Kunde zurück: Es wird nicht gut gehen; Schoenlank hat in der Volkszeitung einmal Schrader sehr scharf kritisiert; Das ist durch Heinrich

Braun herumgeklatscht worden: Sie wissen ja, wie empfindlich diese Leute sind. Daß ich bei diesem Anlaß auch von der schlechten Bezahlung der sozialdemokratischen Presse gesprochen oder geschrieben haben soll, ist sehr wohl möglich; auf keinen Fall ist es in dem hämisch entstellenden Sinne geschehen, wie Bernhard die Sache in Dresden vortrug. Es wirft weder auf Schoenlank noch auf mich einen Schatten, wenn er wünschte und ich ihm dabei behilflich war, für eine wochen- oder gar monatelange, aber wenig umfangreiche Arbeit auf etwas höheres Honorar bedacht zu sein, als die sozialdemokratische Presse zahlen kann. Ein wissenschaftlicher Aufsatz Schoenlanks war von anderem Kaliber als die Artikelchen, die von den Bernhard und Göhre in die Berliner Morgenpost oder die Zukunft gestiftet werden. Die Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Aufsatzes über Kartelle in der Nation wäre übrigens auch nach dem Dresdener Beschluß erlaubt: zur Vorsicht will ich jedoch hinzufügen, daß ich nie, seitdem ich für die Parteipresse tätig bin, für bürgerliche Blätter auch nur eine Zeile geschrieben habe.

Dann die Postkarte vom 11. September 1892! Schoenlank hatte den Krieg, den Harden und ich führten, von Anfang an mitgemacht, Feuer und Flamme, wie er bei solchen Sachen zu sein pflegte. Eine Reihe von Aufsätzen, die er bis in den Sommer 1891 hinein im Feuilleton des Vorwärts veröffentlichte, liefert dafür den Beweis. Als Harden im September d. J. mich um meine Hilfe anging, besuchte mich Schoenlank auch zufällig und erklärte sich wiederum zur Unterstützung bereit. Gleich darauf wurde er aber von Heinrich Braun als Mitredakteur des Sozialpolitischen Zentralblattes engagiert, wonach eine Erkältung unserer Beziehungen eintrat. Dazu trat eine Differenz in Parteiangelegenheiten, über die ich mich nicht verbreiten will, da sie in diesen Zusammenhang eben nur soweit gehört, als sie uns noch weiter auseinander brachte. Dann kam der letzte Stoß dadurch, daß Harden mir im November 1891 schrieb, er habe Schoenlank in einem Restaurant der Leipziger Straße zu „seinem sprachlosen Entsetzen" mit unseren intimsten Feinden vom Lindauringe an demselben Kneiptische sitzen sehen; er, Harden, sei so bestürzt gewesen, daß er sofort das Lokal verlassen habe, aber Schoenlank, der ihn wohl erkannt habe, sei offenbar auch betroffen gewesen. Nun fragte ich bei Schoenlank an, was daran wahr sei, und erhielt die kurze Antwort, er verbäte sich jede Kontrolle seines Abendschoppens.

Das war denn nun der Krieg, und es wurde hinüber- und herübergeschossen. Namentlich als Hardens Plan, eine neue Zeitschrift herauszugeben, ruchbar zu werden begann, gab seine Bismarckschwärmerei zu mehr oder minder boshaften Neckereien auf mein Konto die willkommene Gelegenheit. Nicht am wenigsten flink war dabei Schoenlank, der inzwischen in die Redaktion des Vorwärts eingetreten war. Ich habe damals einen ehrlichen Zorn auf ihn gehabt, und noch viel erboster war Harden. Der gab sich immer noch als angehender Sozialdemokrat, wollte mich erst zum Mitherausgeber, dann zum bevorzugten Mitarbeiter seiner neuen Zeitschrift haben, lag mir stets in den Ohren, ich möchte doch Bebel und Liebknecht, auf deren Mitarbeit er den höchsten Wert legte, über die Reinheit seiner Absichten aufklären. Dazu bot sich mir eine Gelegenheit, als im September 1892 irgend jemand von London mit Grüßen von Engels kam und eine größere Zusammenkunft im Hofbräu in der Leipziger Straße stattfand. Die Zirkulare der Zukunft waren eben versandt worden, und ich wurde weidlich damit aufgezogen, habe mich aber tapfer für Herrn Hardens Edelmut, namentlich auch gegen Bebel und Liebknecht, die beide anwesend waren, ins Zeug gelegt, während Schoenlank, der am entgegengesetzten Ende der langen Tafel saß, unerschöpflich in Scherzen über die neue publizistische Gründung war. Ganz ohne Wirkung waren die kritischen Bemerkungen über Herrn Hardens zwiespältige Natur auch nicht an mir vorübergegangen; aus diesen widerstreitenden Stimmungen

heraus schrieb ich dann am übernächsten Tage die Karte an Harden. Sie hat folgenden Wortlaut:

Berlin, den 11. Septbr. 92.

Lieber Kollege! Mit B. und L. habe ich vorgestern gesprochen, doch fand ich sie schon durch Schlk. mit dem Gift der Lindauklique inficiert. Unbekannt, woher die Fonds, Bismarckidolatrie u. s. w. Von anderer Seite hörte ich den neuesten „Witz“ des Herrn Brahm: Die Zukunft hätte nur 3 Mitarbeiter, Sie, mich und Bismarck. Ich ließ Brahm erwidern, die Hiebe für diesen „Witz“ würde er zur rechten Zeit am rechten Ort mit derjenigen Regelmäßigkeit erhalten, durch die ich ihm stets meine besondere Verehrung bezeugte. B. und L. habe ich natürlich aufgeklärt. Ich teile Ihnen dies mit, obwohl ich sehr wohl weiß, daß Sie augenblicklich dergleichen nervöse Anregungen nicht gebrauchen können, doch halte ich es für notwendig, daß Sie im 1. Heft der Zukunft sich über das Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? mit möglichster Deutlichkeit auslassen. Der Name B's (Bismarcks) ist in dieser Beziehung — und nach meiner Ansicht auch mit Recht — zu scheußlich verrufen, als daß Sie diese bequeme Handhabe des Lindau-Ringes nicht absägen müßten. Sollten Sie einmal eine besondere Abrechnung mit Schlk. für angemessen und notwendig halten, wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich. Ich weiß diesen Lümmel zahm zu machen.

Besten Gruß Ihr Mehring.*

Schon der Wortlaut dieser Karte zeigt, daß sie aus dem Kampfe gegen den Lindauring heraus geschrieben ist. Sie ist nicht an einen Parteigegner gerichtet, denn sie berichtet gerade über meinen, auf Hardens Wunsch unternommenen Versuch, Bebel und Liebknecht von der Unbescholtenheit der Zukunft zu überzeugen. Ebensowenig richtet sich die Schlußbemerkung gegen Schoenlank als einen Partei-, sondern vielmehr als einen Bundesgenossen der Lindauklique, den ich damals in ihm sah. Ich sprach zu einem Manne, der in dem Lindaukriege treu geblieben war, gegen einen Mann, der uns in diesem Kriege verlassen hatte. Dies war die Situation, aus der heraus ich die Karte geschrieben habe. Im übrigen lag ihr Schwergewicht nicht in der Schlußbemerkung, sondern in dem Satze, den ich durch gesperrten Druck hervorgehoben habe, was, wie sich gleich zeigen wird, niemand besser verstanden hat, als Harden selbst.

Mit Schoenlank selbst habe ich mich über die Sache auseinandergesetzt, als er sich im Jahre 1895 an mich um meine Mitarbeit an der Leipziger Volkszeitung wandte. Ich war mit andern Arbeiten überhäuft und schlug ihm eine mündliche Rücksprache vor, die dann auch stattfand, als er zum Reichstage nach Berlin kam. Da haben wir die alten Geschichten durchgesprochen, beide froh, sie hinter uns zu haben, er in dem Wirkungskreise, den ihm die Leipziger Genossen eröffnet hatten, ich in der Arbeit an meiner Parteigeschichte. In der Parteiangelegenheit, die den tiefsten Grund unseres Zerwürfnisses gebildet hatte, gab er mir recht und erklärte sein Verhalten durch seinen krankhaft überreizten Zustand; daß er in seiner Berliner Zeit schwer zu leiden hatte, habe ich schon in dem Nekrolog hervorgehoben, den ich ihm in der Leipziger Volkszeitung schrieb. Dagegen meinte er, ich hätte Unrecht gehabt, ihm in dem Lindaukriege eine Ueberläuferei vorzuwerfen; sein Zusammentreffen mit unseren Gegnern sei ganz zufällig geschehen, veranlaßt durch den Besuch eines Studienfreundes; zu „sprachlosem Entsetzen“ sei gar kein Anlaß gewesen; Harden habe die Sache aufgebauscht, und ich hätte ihn, Schoenlank, gleich so schroff zur Rede gestellt, daß er auch schroff hätte antworten müssen; seine Witze über die Zukunft seien doch berechtigter gewesen, als mein harmloses

* Ich drucke diese Karte so ab, wie sie von Bernhard in einem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung veröffentlicht worden ist. Die Wahrheitsliebe dieses Gentleman tritt glänzend hervor in den Worten, die er dem Abdrucke hinzufügt: „Mehring verdächtigt vor dem Parteigegner Harden nicht nur Schoenlank, sondern auch Bebel und Liebknecht der Korruption.“

Gottvertrauen in die angehende Parteizugehörigkeit Hardens. Alles das gab ich ihm gern zu und verhehlte ihm auch nicht, daß ich mich zu Harden heftig über ihn ausgelassen hätte, wovon er schon anderweit gehört hatte. Ich fragte nur, ob er etwa in diesem Punkt ein reines Gewissen hätte, worauf er lachend meinte, wir wollten den alten Quark begraben.

Dann habe ich für die Leipziger Volkszeitung gearbeitet, anfangs sporadisch, später, nach Abschluß meiner Parteigeschichte, ziemlich fleißig. Als Harden mich in den Prozeß mit Delbrück verstrickte, sprach ich mich sofort zu Schoenlank dahin aus, Harden würde, wenn ich mit ihm zusammenstieße, Schoenlanks und meinen alten Streit aufwärmen. Schoenlank glaubte es nicht annehmen zu sollen, doch erwies sich, daß ich meinen Pappenheimer besser kannte. In seiner Replik auf die erste Auflage meiner Fabeln rückte Harden mit einer faustdicken Anspielung auf die oben gedruckte Karte vor; in der zweiten Auflage habe ich ihm darauf offen geantwortet, habe gesagt, daß es sich um eine lange ausgeglichene Differenz zwischen Schoenlank und mir handle, wie Schoenlank das Gleiche zu Leipziger Genossen gesagt hat, die ihn darum befragten. Damals schwieg Harden auf meine Abfertigung, obgleich Schoenlank noch lebte und die Sache hätte aufklären können, wenn ich Unwahres behauptet hätte. Heute, wo Schoenlank tot ist, droht Harden mit Briefen Schoenlanks, die an ihn gerichtet seien und mich kompromittieren sollen; seine jungen Leute haben schon auf dem Parteitage herumgeklatscht, daß Schoenlank meine Broschüre gegen Harden in einem Briefe an diesen gemißbilligt haben soll.

Davon weiß ich nichts, und es geht mich auch nichts an. Mir hat Schoenlank niemals gesagt, daß er mit Harden in brieflichem oder persönlichem Verkehr stände, obgleich ich las, daß Schoenlank die überladenen Komplimente, die ihm Harden — soweit ich sie bemerkt habe — seit dem Herbst 1898 in der Zukunft machte, in der Leipziger Volkszeitung mit anderen Komplimenten erwiderte, durch deren rückhaltlose Mißbilligung ich Schoenlanks Verdruß erweckte, so daß wir uns zwar nicht wieder persönlich verfeindeten, aber doch unsere gemeinsame Arbeit im Jahre 1899 aufgaben. Mir hat Schoenlank geschrieben, als mein Streit mit Harden begann, er werde sich vollkommen neutral verhalten, was ich nach Lage der Dinge für richtig hielt und was Schoenlank in der Leipziger Volkszeitung auch ausgeführt hat. Seine etwaigen Korrespondenzen mit Harden sind mir unbekannt, und ich muß diesem Herrn überlassen, seine Kriegstänze auf einem Grabe aufzuführen, wenn ihn anders nach den grabschänderischen Lorbeeren des Heinrich Braun gelüstet. Mir genügt es, daß ich bereit war, ihm wegen jener Karte Rede und Antwort zu stehen, als Schoenlank lebte.

Erst nach Schoenlanks Tode, da er selbst nicht mehr zeugen kann und mich die Rücksicht auf einen Toten an einer ganz erschöpfenden Aufklärung hindert, ist die Karte vom 11. September 1892 ausgegraben, aus ihrem Zusammenhange gerissen, bis auf den letzten Satz verstümmelt worden, um aus einem flüchtigen Worte heftigen Unmuts eine berechnete Perfidie zurechtzufälschen. So wie die Sache in den Parteitag geworfen wurde, mußte sie ihn gegen mich einnehmen, aber durch die Form, in der sie ihm vorgeworfen wurde, ist der Parteitag getäuscht worden.

## Meine Mitarbeit an Hardens Zukunft.

Nicht minder raffiniert wurde der Parteitag durch andere Bruchstücke aus meinen Briefen an Harden getäuscht. Bernhard erzählte:

> Mehring stellt es so dar, als habe er Harden von vornherein „richtig eingeschätzt" und die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt. Schon der — von

Mehring nicht widerlegte — Artikel der Zukunft vom 4. März 1899 ergiebt, daß das falsch ist. Darnach hat zum Beispiel Mehring im September 1892 an Harden geschrieben: „Das Bedenken, das ich gegen eine Mitarbeit habe, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die Zukunft doch wendet. Abgesehen von diesem Bedenken war ich bereit, und gern bereit. Sie brachen aber, ebenso wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekannten Gründen den persönlichen Verkehr ab." (Hört! hört!) Dann weiter: „Was meine Mitarbeit an der Zukunft betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderang von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfnis diktiert war. Da Sie wochenlang nicht einmal eine halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrags zu sprechen, so neigt sich meine Vermutung zu dem ersten Teil jener Alternative, und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich darin nur bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke Ihnen für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß sie sich endlich einmal von meiner Freundschaft für Sie überzeugen mögen." (Hört! hört!)

Es ist zunächst eine Lüge des Bernhard, daß ich den Artikel der Zukunft vom 4. März 1899 nicht widerlegt haben soll; diese Widerlegung findet sich in der Nachschrift zur zweiten Auflage der Fabeln, die dem Bernhard bekannt ist, wie er in dem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung zugegeben hat.

In dieser Schrift lasse ich mich auch über meine Mitarbeit an der Zukunft aus. Ich sage da, die Vorbereitungen über die Herausgabe dieses Blattes seien in die Zeit gefallen, wo Harden mich versichert habe, er stehe mir politisch ganz nahe und ziehe mit dem Vorwärts an einem Strange. Harden habe mich unausgesetzt bestürmt, bevorzugter Mitarbeiter des Blattes zu werden: wir seien ja in allem Wesentlichen einig, seine künstlerische Bewunderung Bismarcks bilde doch kein Hindernis politischen Zusammenwirkens. Darauf hätte ich gemeint: Bismarck ist kein Künstler, sondern ein Politiker; Sie können nicht seine Person bewundern und seine Politik angreifen; wenn wir an einem Strange ziehen sollen, so studieren Sie einmal erst Marx und Lassalle (von denen Harden außer Lassalles Broschüre gegen die liberale Presse nichts kannte), dann wollen wir uns wieder sprechen; so lange Sie für Bismarck und Nietzsche schwärmen, können wir persönliche Freunde bleiben, aber nicht politische Zeltgenossen werden. Ich fahre dann fort: „Von diesem Standpunkt persönlicher Freundschaft aus habe ich ihm einige geringfügige Gefälligkeiten bei Gründung der Zukunft erwiesen; die wesentlichste war, daß ich das Blatt taufte; ich sagte ihm im Scherz: da Sie bisher bei der Gegenwart gewesen sind, so nennen Sie das Blatt doch Zukunft, und es war auch ein wenig Ernst dabei, wenn ich hinzufügte: der Titel ist ja auch ganz passend, da Sie doch zur Sozialdemokratie kommen werden. Sonst habe ich noch einen oder zwei Briefe nach auswärts geschrieben, um auf das Erscheinen des Blattes aufmerksam zu machen. Meine Mitarbeit habe ich übrigens auch nicht in irgend einer katonischen Weise abgelehnt; daß ich kein ‚eifriger Mitarbeiter' geworden wäre, ergab sich schon aus meinem Verhältnis zur Neuen Zeit, die mir in bedrängten Tagen einen mich vollauf befriedigenden Wirkungskreis geöffnet hatte. Jedoch den einen oder den anderen Artikel hätte ich wohl geschrieben, um etwa Herrn Harden über die Schwierigkeiten des Anfangs fortzuhelfen, wenn nichts dazwischen gekommen wäre." So meine Darstellung in Hardens Fabeln, an der Harden in seiner Replik auch nicht ein Titelchen hat verrücken können.

Was nun aber dazwischen kam, das muß ich hier ausführlicher schildern, als in meiner früheren Schrift, um die Lüge zu widerlegen, als hätte ich gelogen, die Mitarbeit an der Zukunft „von vornherein" abgelehnt zu haben. Ich werde die Briefe hier abdrucken, die mir zuerst die Augen über Harden geöffnet haben, und zwar werde ich nicht mit Bruchstücken aus diesen Briefen

Taschenspielerkunststücke à la Harden machen, sondern die Briefe vollständig mitteilen, mit Auslassung einzig der Worte und Satzbruchstücke, die wegen ihrer rüpelhaften Form schwer druckbar sind. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit desselben Herrn Harden, der mit einzelnen heftigen und schroffen Worten aus meinen Briefen hausiert, sich selbst in seinen vertraulichen Briefen in der zügellosesten Weise gehen zu lassen. So gern ich also bereit bin, unter den von mir schon angegebenen Bedingungen seine an mich gerichteten Briefe auch wörtlich abzudrucken, so will ich die hier wiederzugebenden Briefe vorerst nur mit den formellen, den Sinn nicht berührenden Auslassungen abdrucken, die durch die gute Sitte geboten sind.

Auf meine Postkarte vom 11. September 1892 antwortete Harden wie folgt:

W. 9. Köthener Str. 27.
18. September 92.

Verehrter und lieber Herr Doktor!

Für Ihre freundliche Bemühung und für die gütigen Zeilen sage ich ehrlichen Dank, der durch eine fünftägige Reise verspätet ist. Bebel, Liebknecht, Cronheim, Schoenlank hatte ich zur Mitarbeit aufgefordert, keiner hat geantwortet — die Höflichkeit revolutionärer Parteibonzen. Wohl aber haben Vollmar und Wille, die ich beide wiederholt angegriffen habe, sofort in liebenswürdigster Weise zugesagt. Sabor: Das läßt tief blicken. Es ist mir neu, daß man verpflichtet ist, Fremden die Herkunft der Fonds anzugeben, aus denen ein Unternehmen begründet wird; jedenfalls denke ich nicht daran, das zu tun. Sie verehre und liebe ich, und Ihnen sage ich deshalb: meine Brüder Witting, London 49 Canonstreet, geben mir auf Lebensversicherungs-Sicherheit 20 000 Mark. Die erste Rate ist eben eingetroffen, und ich kann Ihnen die Provenienz jeden roten Hellers aktenmäßig mit Postquittung und Brief beweisen. Dadurch bin ich imstande, mit Stilke Halbpart zu machen. Der Einfall, mich als Reptil zu betrachten, ist doch gar zu läppisch. Ich kann ohne die äußerste Unabhängigkeit überhaupt nicht leben, ich habe für diese Unabhängigkeit gehungert und werde das jederzeit gern wieder tun, wenn es sein muß. Dächte und vermöchte ich anders, dann säße ich heute im warmen Nest bei Mosse oder Lessing, die sich beide dringlichst um mich bewarben. Es giebt auch Soldschreiber des Proletariats; und kommt so ein . . . . . . Schoenlank, . . . . . . . . . . und will mich verdächtigen, der ich weiß Gott meine Existenz ganz einsam und ärmlich drangesetzt habe, dann kann mich das nur erheitern. Ich werde auch im nächsten Jahr äußerst eingeschränkt leben müssen, und ich kann sagen, wenn ich Erfolge habe, so danke ich sie nur mir. Bismarck als Geldgeber ist entschieden eine neue gloriose Idee. Aber diese Menschlein können sich nicht vorstellen, daß man uneigennützig und überzeugt handeln kann. Ich halte Bismarck für einen ganz wundervollen und großartigen sterblichen Menschen, den die Knotigkeit, Erbärmlichkeit und Kellnerhaftigkeit der deutschen Nation vielfach verdorben hat, dem wir aber, und besonders auch das Proletariat, unendlich viel verdanken. Ohne 64, 66, 70 gab es keine Möglichkeit der proletarischen Emanzipationsbewegung, der mein Herz gehört, wenn ich auch die Möglichkeit des Marxschen Allheilmittels schmerzlich verneinen muß. Das alles ist nicht auf vier Seiten zu erschöpfen. Aber ich werde fortfahren, gegen die meines Erachtens blitzdumme Bismarcklegende zu kämpfen. Wer die jetzigen Verhältnisse erhalten wünscht, konnte nur wie er handeln. Ohne ihn werden wir Krieg und neues Sozialistengesetz erhalten, ohne ihn ist unsere politische und wirtschaftliche Festigkeit schon jetzt erschüttert. Daß ich nicht blind für ihn bin, habe ich bewiesen; daß ich nie auch nur einen Schatten von Abhängigkeit ertragen werde, weiß niemand besser als er. Wir sind aber drei Tage lang durch die Wälder von Varzin gestreift und haben uns gründlichst ausgesprochen. Bebel hätte mich nicht eingeladen, nachdem ich so rücksichtslos über ihn geschrieben, wie ich im zweiten Apostata über Bismarck. Was ich will und wofür ich kämpfe, namentlich aber wogegen, das wissen Sie. Ich halte den Kampf gegen die Allmächtigen Richter, Rickert, Mosse, Ronacher oder wie sie sonst heißen, heute für wichtiger, als das Gezeter gegen den machtlosen Bismarck. Hoffentlich lerne ich noch recht viel und kann noch manchen „Gesinnungswechsel“ erleben. Wenn die Herren

Sozialistenführer, denen zum erstenmal in einem von bürgerlichen Klassen gelesenen Blatte absolute Redefreiheit geboten wird, darauf nur mit . . . . . Verdächtigungen antworten: mir ists recht. Vermutlich halten sie es für billiger, die schon Ueberzeugten täglich vor dieselbe Kerbe zu führen, als publizistisch zu werben und zu gewinnen. Habeant sibi. Daß es aber schändlich ist, mit Bismarck jetzt freundschaftlich zu verkehren, sollten wenigstens die Freunde des . . . . . . nicht behaupten. Ich wünschte, ich hätte Sie und Bismarck zu Mitarbeitern, dann brauchte ich kaum noch andere, denn drei Weltanschauungen wären durch drei stärkste Persönlichkeiten vertreten. Aber es scheint fast, als müßte ich aufhören, auf Ihre Hilfe zu rechnen; und das wäre mir so ungefähr das Bedauerlichste. — Wenn Schoenlank es noch drei Monate so weiter treibt, wird kein Mensch von einigem Geschmack den Vorwärts mehr anrühren können. Aber die Herren sind blind und taub; ich bin überzeugt, im tiefsten Herzen sind sie auch Ihnen alle neidisch. Liebknecht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Herzlichen Gruß. Sie werden mich niemals auf moorigem Boden finden, niemals anderswo als bei ehrlicher, wenn auch vielleicht irrender Ueberzeugung.

Immer Ihr getreuer Verehrer Harden.

**Auf diesen Brief Hardens habe ich am 19. September, nach seiner Angabe im Vorwärts vom 6. Oktober 1903, geantwortet:**

Lieber Kollege!

Sie sind wirklich, was Carlyle ein dünnhäutiges Individuum nennt. Ich habe doch wahrhaftig noch nie in meinem Leben den geringsten Zweifel an Ihrer Integrität geäußert und gehabt; wozu also gegen mich diese empfindlichen Versicherungen? . . . Was meine Mitarbeit an der Zukunft betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderung von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfnis diktiert war. Da Sie wochenlang nicht einmal eine arme halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrags zu sprechen, so neigte mich meine Vermutung zu dem ersten Teil jener Alternative, und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich vollends darin bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß Sie endlich einmal sich von meiner Freundschaft für Sie überzeugen und mir nicht mehr so empfindlich schreiben mögen.

**Auf diesen Brief antwortete Harden unter demselben Datum (im Vorwärts beliebt es ihm, die Reihe umzudrehen und meinen vorstehenden Brief als Antwort auf seinen nachfolgenden anzugeben):**

Berlin W. 9, 27 Köthener Straße
den 19. September 1892.

Verehrter und lieber Herr Doktor!

Ihr heutiger Brief hat mir so ziemlich die peinlichste Ueberraschung bereitet, die mir in dieser schweren Zeit begegnen konnte. Nicht mit einer Silbe bin ich gegen Sie empfindlich geworden; ich habe Ihnen aufrichtig und herzlich gedankt, denn ich fand es sehr freundschaftlich, daß Sie mir . . . . . mitteilten. Und das habe ich getan, obgleich ich ganz genau weiß, daß Sie vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an stets an mir gezweifelt haben; gegen das Zeugnis jedes Echo mußte ich mich reinigen. Das kann ich verstehen. Wenn aber Bebel und Liebknecht höfliche Zuschriften unbeantwortet lassen, wenn sie von jedem . . . . . sich vorschwatzen lassen, ich sei ein Bismarkreptil, so kann ich bedauern, daß so ehrenwerte Herren dermaßen . . . . . . . . . sind, aber ich lehne es weit und scharf ab, vor dem süßen . . . . . . . . . zu zeigen, ob ich auch reine Wäsche trage. Ihnen, an dem mir liegt, den ich liebe und bewundere, für den ich mit meinen besten Freunden mich auf Tod und Leben gezankt habe, Ihnen breite ich auch willig meine Leibwäsche aus; anderen nicht. — Ich bedauere es schmerzlich, daß Sie mir heute bittere und höhnische Worte schrieben. Meine Schuld ist es nicht, denn ich bestreite, daß in meinem letzten Briefe auch nur

ein Buchstabe gegen Sie gedeutet werden kann. Ich schreibe nur, was ich denke, und ich habe nur gut an Sie gedacht. — Bismarck hat meines Erachtens weder die Großgrundbesitzer noch die Großbourgeoisie hinter sich. Hammerstein, Stumm, Nationalzeitung, Alles hat sich längst von ihm losgesagt. Ich halte ihn auch nicht entfernt für den schlimmsten Förderer der Preßkorruption, aber durchaus nicht, trotz Offiziösentum, ohne das nie eine Regierung der heutigen Gesellschaftsform auskommen kann. Ich suche ihn historisch zu begreifen, ich bewundere in ihm eine Kraft und eine Intelligenz, eine nie rastende, eine Arbeits- und Lernfähigkeit und tausend andere Dinge, die mir einfach wundervoll scheinen. Andere denken anders; sie mögen es sagen und mich überzeugen, der Raum steht offen. Durch das blödsinnige Geschimpfe des Vorwärts wird nichts bewiesen, und wenn wir 93 oder 94 den großen Krieg haben, dann, hoffe ich, werden einige Redakteure gelyncht. Aber Sie finden, ich sei ein dummer, grüner Junge, der von politischen und sozialen Fragen keine Ahnung hat. Ich finde dagegen, daß alle sozialdemokratischen Schriftsteller keine Ahnung einer historischen Auffassung haben, daß sie durch konstante, gleichförmige Scheuklappenpolitik uns allmählig zum Ueberdruß werden. Sie sind der Einzige; und Sie hassen die Andern, deshalb werden Sie vom Vorwärts gelegentlich auch totgeschwiegen. Sie schrieben neulich, ich müsse in Nr. 1 sagen, quibus auxiliis. Ja soll ich mich lächerlich machen und sagen: Ich habe nicht etwa, wie Ihr denkt, von Bismarck Geld bekommen? Ueber das Schweigen von Bebel und Liebknecht tröstet mich nicht der Beifall Vollmars und Willes, sondern das gute Gefühl, daß ich den Herren loyal entgegentrat und daß sie eine freundliche Einladung auf Grund dummen Geklätsches gröblich ignorierten. An die Superiorität solcher Leute glaube ich nicht. Und was das jahrzehntelang Hungern betrifft, so kann man auch aus Unfähigkeit hungern. Herr Schoenlank behauptet vielleicht auch, er habe aus Ueberzeugung gehungert.

Was Sie über Ihre Mitarbeiterschaft sagen, hat mir doch weh getan. Sie suchten und suchen noch Ausflüchte, statt offen Nein zu sagen. Nach der Art, wie ich Sie, als den Ersten, förmlich flehend gebeten habe, wie ich Ihre Frau noch zur Hilfe rief, wie ich sagte: „an keinem Anderen liegt mir so viel", können Sie da ernstlich sagen, Sie hätten gemeint, ich wollte Sie nur aus persönlicher Freundschaft und Höflichkeit auffordern? Ich kam nicht, um Ihnen nicht lästig zu fallen, Sie nicht zu bedrängen, und auch, weil es mir doch schmerzlich war, daß gerade Sie es als eine Schande zu betrachten scheinen, mit mir auf den Kampfplatz zu treten. Ich wiederhole: An Keinem liegt mir so viel, von Keinem hat mir die Ablehnung so weh getan. Aber ich ehre Ihre Gründe und schweige.

Ich werde Sie stets lieben und hochhalten. Meinem Unternehmen aber können Sie nach Ihrer Anschauung ernstlich Erfolg nicht wünschen. Und darum sollten Sie es auch nicht höflichkeitshalber tun. Ein Mensch, der seit 2 Jahren mit politischen und sozialen Aufsätzen Lärm verübt und dem doch die sozialen und politischen Fragen „vollkommen fremd" sind, ein solcher Mensch verdient keinen Erfolg, und Sie sind für konventionelle Lügen zu gut und zu stark.

In alter Ergebenheit Harden.

Für mich ist jede ehrliche Ueberzeugung respektabel, für Sie doch eigentlich nur die Eigene — da liegt der Gegensatz; Sie können nur durch meine völlige Unkenntnis meine Bewunderung für B. erklären. Ist auch Carlyle, Ihering, Häckel, Bülow, Schlözer, Heyse und wer weiß ich noch, völlig ungebildet?

Hierauf habe ich nach der Angabe Hardens — siehe Vorwärts vom 6. Oktober — Folgendes geantwortet:

Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit habe, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die Zukunft doch wendet ... Abgesehen von diesem Bedenken bin ich bereit und gern bereit (das Wort „gern" ist von Mehring unterstrichen). Sie brachen aber, ebenso wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekannten Gründen, den persönlichen Verkehr ab. Sie erklärten, wegen der Vorbereitungen zur Zukunft keine Minute Zeit für mich zu haben. . . . Wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so sind Sie mir allemal herzlich willkommen. Ich würde Sie sogar

darum bitten, wenn ich nicht allzu trübe Erfahrungen mit solchen Bitten gemacht hätte. Dagegen möchte ich Ihnen, noch mehr mit Rücksicht auf Ihre als meine Zeit vorschlagen, die Korrespondenz über diese Dinge nicht fortzusetzen. Brieflich kommen doch immer neue Mißverständnisse vor. Also: wenn Sie mögen, kommen Sie doch einmal heran. Meine Freundschaft für Sie ist unverändert dieselbe.

In alter Gesinnung Ihr Mehring.

Zu diesem Briefe gehört offenbar, nämlich wie der Inhalt ergibt, auch ein Bruchstück, das Harden schon am 4. März 1899 in der Zukunft veröffentlicht hat. Es lautet:

Weder an Ihrer Bildung, noch an Ihrem Charakter äußere ich den geringsten Zweifel, wenn ich sage, daß Ihnen politische und soziale Fragen vollkommen fern stehen. Ich stelle Ihre Bismarckbewunderung auch keineswegs auf dieselbe Stufe wie die Bismärckerei der Bülow und Genossen . . Sie sind jung, lernbegierig, lernfähig und gerade durch die Redaktion der Zukunft werden Sie Vieles lernen. Deshalb darf ich — und ich tue es von Herzen — Ihnen das fröhlichste Gedeihen Ihres Unternehmens wünschen. Dies Recht gibt mir meine Freundschaft für Sie, aber ebenso freilich auch das Recht des Bedauerns darüber, daß Sie einen Umweg machen wollen, der Sie viel Zeit und Kraft kosten wird. . . . Meine Freundschaft für Sie ist unverändert dieselbe.

In alter Gesinnung Ihr Mehring.

Aber auch die ersten Sätze des Bruchstücks, das Harden im Vorwärts am 6. Oktober d. J. veröffentlicht, hat er schon in der Zukunft vom 4. März 1899 mitgeteilt. Hier lauten sie: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit **hatte**, habe ich Ihnen ganz offen angegeben . . . Abgesehen von diesem Bedenken **war** ich bereit und gern bereit“. Im Vorwärts zitiert Harden aber: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeit **habe**, habe ich Ihnen ganz offen angegeben . . . Abgesehen von diesem Bedenken **bin** ich bereit nud gern bereit“. Dieser Mensch macht meine Briefe nicht nur sinnlos, indem er ihre einzelnen Sätze auseinanderreißt und sie bald hier-, bald dorthin zerstreut, sondern zur größeren Sicherheit seines Lugs und Trugs fälscht er auch noch den Wortlaut dieser Fetzen.

Geantwortet aber hat er am 20. September wie folgt:

B., 20. September 92.

Lieber Herr Doktor!

Weder gegen Sie noch gegen Bebel und Liebknecht habe ich maßlose Vorwürfe geschleudert; Ihnen habe ich fast aufdringliche Liebeserklärungen gemacht und die beiden Herren halte für durchaus ehrenwert. Nur imponieren sie mir nicht; ein Parteiführer und radikalster Sozialkritiker, der . . . . . . . . ist eine bedauerliche Erscheinung in meinen Augen. Ueberhaupt habe ich für L. außer Hochachtung vor seinem Charakter nichts übrig; was ich von ihm las, cf. seine Emser Depesche, ist einfach . . . . . . . . Wie ich über Bebel denke, habe ich xmal gedruckt. Also auch diesen Herren habe ich keine maßlosen Vorwürfe gemacht. Meine Achtung vor ihnen kann nicht dadurch erhöht werden, daß sie . . . . . . . . . .

Daß Wille im Fall Lindau gegen Sie war, höre ich zum erstenmal. Ich weiß nur, daß er sich Frl. von Schabelsky gegenüber sehr freundlich zeigte und Brahm zum Tempel hinauswarf, um mich für die Volksbühne zu gewinnen. Soweit meine Wahrnehmungen reichen, hat er Positiveres in den letzten Jahren geleistet, als Liebknecht. Ich kenne ihn nicht, halte Ihre grausame Charakteristik aber für irrtümlich; er soll ein etwas unklarer, sehr wohlmeinender, schwärmender Anarchist sein, ein stiller und sehr angenehmer Mensch. So sagte auch Schönhoff mir stets. Uebrigens halte ich es für einen reinen Zufall, daß Liebknecht, aus Freundschaft für Sie, da und dort für mich ein freundliches Wort sagen ließ. Wäre Schoenlank schon in heutiger Verfassung gewesen, dann wäre es nicht geschehen. Und der Vorwärts, den ich mit Schrecken täglich lese, hat ja die ganze Sache gerade so einzig zu Parteizwecken ausgebeutet, wie die Kreuzzeitung,

die heute die Annahme eines Inserates für die Zukunft verweigerte. So die Junker gegen das Bismarckreptil, und derselbe Hammerstein, dessen „Tapferkeit" ich Esel rühmte.

Ihre Mitarbeit habe ich, ich wiederhole es, erfleht. Sie verweigerten sie, wie mir schien und scheinen mußte. Daß mich das kränkte, darf Sie nicht wundern; ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich ohne Sie ins Treffen gehen müßte. Aber der Gedanke, etwa gar Bismarck als Kollegen zu haben, schreckte Sie ab.

Eine Vergnügungsreise habe ich nicht gemacht. Ich mußte nach Posen, und ich hielt es für nötig, der Einladung nach Varzin zu folgen, obwohl mir jede Minute kostbar sein mußte. Sie selbst aber hatten mir geschrieben: „Am Tage verliert man zu viel Arbeitszeit" und mir gesagt, ich könnte kaum noch fertig werden.

Nicht die formelle Unhöflichkeit der Herren hat mich gekränkt; ich habe an L. schon drei Dankbriefe geschrieben, ohne je einer Antwort gewürdigt zu werden. Auch das finde ich im Grunde tief unanständig, aber —! Jetzt bietet zum erstenmal in Deutschland ein nicht sozialdemokratischer Schriftsteller jeder Ueberzeugung Unterstatt, und wie auf Kommando schweigen die sämtlichen Herren und leihen ihr Ohr albernen Verleumdungen. Ich muß das Proletariat beklagen, wenn das seine Götter sind; das sind höchstens Bischöfe. Ueber Bismarck gibt es keine Einigung. Ich liebe ihn. Auch Sie haben anständige und kluge Menschen mir als einen rücksichtslosen, verschlagenen Erfolgmann geschildert, mit allerlei Scheinbeweisen. Ich wußte und weiß, daß es unwahr ist. Ich kenne auch Bismarck, ich habe ihn leben gesehen, und ich liebe ihn. Das macht mich gewiß nicht blind gegen seine grausigen Fehler. (Folgt ein längeres Zitat aus Renan, wonach einen großen Mann nicht nur seine Vorzüge, sondern auch seine Schwächen machen.)

Daß ich Marx ungenügend kenne, ist leider wahr. Sie dürfen glauben, daß es mich schmerzt und daß ich es so bald wie möglich nachhole. Vom „Allheilmittel" sprach ich nur in der Eile, ohne zu ahnen, daß Bismarck je so etwas gesagt hat. (Geistesträge finde ich ihn nicht, er dürfte so etwa der gebildetste Deutsche sein!) Aber ist es wirklich so falsch? Daß Besitz verdirbt und Besitzunterschied depraviert und Verbrechen schafft, wußte man von je; daß durch Aufhebung des Besitzes und der Besitzunterschiede die menschliche Bestie gebessert werden wird, glaube ich nicht. Das ist eine Religion, wie andere auch. Ich selbst hätte, wenn ich mich in die Nieren prüfte, nie etwas erreicht, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, für eine Frau Brot zu schaffen. Und Gleichheit! Gleichheit giebt es ja gar nicht, nie, nirgends. Mit diesen banalen Worten will ich nur andeuten, was ich Banales mit dem Allheilmittel meinte. Daß damit die Größe von Marx nicht entfernt erschüttert wird, weiß ich genau. Aber Goethe und Shakespeare haben auch gelebt und Faust ist mit Nietzsche und gegen Marx (Nur der erwirbt sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.) Sage mir, wer dich am meisten haßt, und ich werde dir sagen, ob ich dich lieben kann. So heißts bei mir. Einen Mann, der sein Leben lang Richter als erbittertsten Gegner hatte, den alle beschnittenen und unbeschnittenen Juden in den Pfuhl verdammen, den kann ich lieben. Die Sozialdemokratie ist eine Macht für sich; sie will — und ich habe gewiß nichts dagegen — die Grundlagen stürzen; sie muß den Mann hassen bis aufs Messer, der ihrer Kriegführung mit brutaler Faust entgegentrat.

Ich bitte Sie, an meiner herzlichen Verehrung für Sie nie zu zweifeln. Daß ich **immer** mit größter Freude zu Ihnen kam, brauchte ich doch eigentlich nicht zu sagen. Man muß einander ja schließlich doch glauben. Es gibt kaum einen Menschen, den ich lieber höre, von dem ich lieber lerne, als Sie. Ists denn ein Verbrechen, wenn ich daneben auch für den . . . verabschiedeten Bismarck etwas übrig habe? Wäre er in der Macht, das sagte ich ihm am Mittwoch, dann säße ich wahrscheinlich wegen Bismarckbeleidigung.

In herzlicher Treue grüßt Sie und Ihre verehrte Frau — totmüde —

Ihr immer dankbarer Harden.

Auf diesen Brief Hardens habe ich nicht mehr geantwortet, und damit hat unsere Verbindung — bis auf einen Zwischenfall, den ich weiterhin er-

wähnen werde — überhaupt aufgehört. Seine elenden Schimpfereien über Bebel und Liebknecht, nur weil sie seine Aufforderung zur Mitarbeit an der Zukunft nicht beantwortet hatten, enthüllten mir in steigendem Maße seine haltlos-krankhafte Eitelkeit, wie mir seine blöden Bemerkungen über Marx, Goethe, Shakespeare, Nietzsche in steigendem Maße seine bodenlose Unwissenheit auf politischem und sozialem Gebiete enthüllten, und der Schwatz über Bismarck nunmehr den Verdacht in mir erweckte, daß er sich an Bismarck verkauft habe oder verkaufen wolle. Aber ein Verdacht ist noch lange kein Beweis; Harden hatte diese Briefe in Tagen drängendster Arbeit geschrieben; er war mir seit zwei Jahren befreundet und bekundete mir in brünstigster Weise seine Liebe und Verehrung. So habe ich getan, was ich unter gleichen Umständen wiederum tun würde. Ich habe auf seinen ersten Brief die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt, unter höflichen Ausflüchten, die er, wie seine Antwort zeigt, als solche erkannte, und ich habe ihm, wie seine übertreibenden Bemerkungen über meine „bitteren und höhnischen Worte“, über den „grünen dummen Jungen“ bekunden, noch einmal den Kopf zurechtzusetzen gesucht. Ich habe auf seinen zweiten Brief wieder höfliche Ausflüchte gebraucht, um der Mitarbeit an der Zukunft zu entgehen, den aufrichtigen Wunsch ausgesprochen, daß ihn die praktische Redaktionsarbeit doch noch auf den richtigen Weg stoßen werde, und übrigens ihm vorgeschlagen, mit diesem zwecklosen Briefwechsel aufzuhören. Ich habe ihm dann auf seinen dritten Brief schweigend bestätigt, daß er den wirklichen Grund, weshalb ich nicht an der Zukunft mitarbeiten wollte, richtig mit den Worten getroffen hatte: der Gedanke, etwa gar Bismarck als Kollegen zu haben, schreckte Sie ab.

Somit entsprach es der reinsten Wahrheit, wenn ich gesagt habe, ich hätte von vornherein die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt, weil ich Harden im Verdacht gehabt hätte, daß er sich an Bismarck verkauft habe oder verkaufen wolle. Um diese Wahrheit in eine Lüge umzulügen, reißt Harden — und ihm nach seine Spießgesellen — meine höflichen Ausflüchte, die er selbst sofort als solche erkannt hat, aus dem Zusammenhange und schreit sie als meine wirkliche Meinung aus.

Es ist mein hartes Schicksal, es diesen wohlwollenden Gönnern niemals recht machen zu können. Wenn ich die Wahrheit sage, so schreien sie, daß ich lüge, und wenn ich einmal dem Verhängnis des Goetheschen Wortes verfalle: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, so schwören sie auf diese Lüge wie aufs Evangelium.

## Das Komplott.

Sobald ein Dutzend Nummern der Zukunft erschienen waren, lag es offen vor aller Welt, daß Harden sich an Bismarck verkauft hatte — nicht gegen bares Geld, aber gegen nahrhaften, auf die sattesten und verfaultesten Gesellschaftsklassen berechneten Klatsch über Caprivi und andere Leute, denen der alte Berserker wegen seiner Entlassung grollte. Durch diesen Klatsch, dem die ästhetische Bewunderung der mächtigen Menschengestalt als sehr durchsichtiges Mäntelchen übergehängt war, hat die Zukunft ihre Geschäfte gemacht, und von anderen literarischen Lakaien Bismarcks, von den Braß und Busch, den Pindter und Poschinger, unterschied sich Harden nur dadurch, daß er größeres Talent und daneben die beispiellose Unverschämtheit besaß, alle Zeitungsschreiber in Deutschland, die eine politische Ueberzeugung vertraten, als käufliche Tintenkulis zu beschimpfen.

Deshalb habe ich mich aber keineswegs berufen gefühlt, in erster Reihe diesem gemeingefährlichen Treiben entgegenzutreten. In der Leipziger Volkszeitung vom 9. September habe ich bereits nachgewiesen, daß die Genossen Liebknecht, Bernstein und Kautsky früher oder heftiger als ich die Zukunft kritisiert haben. Mitgeholfen habe ich freilich, wo es die Pflicht gebot. So zum Beispiel als die Zukunft die russischen Helden und Märtyrer in schuftiger Weise geschmäht hatte, und ich von sehr unterrichteter Seite um die Veröffentlichung der Tatsache gebeten wurde, daß eine dem Harden sehr nahestehende Persönlichkeit, die in der russischen Presse schon lärmende Reklame für die Zukunft gemacht hatte, ehe in Deutschland noch irgendwer über die wahre Absicht ihres Herausgebers unterrichtet war, zwischen dem Redaktionsbureau dieses Blattes und dem russischen Botschaftshotel hin- und herpendele. Das habe ich selbstverständlich getan, mit dem erfreulichen Erfolge, daß seitdem die Begeisterungsschreie des Herrn Harden für den russischen Galgen verstummt sind.

Es ist auch unwahr, was Edmund Fischer im Armen Teufel behauptet, daß ich die Zukunft mit meinem Hasse verfolge, weil sie im Herbst 1899 einen albernen Artikel des kapitalistischen Schönfärbers Georg Adler gegen meine Parteigeschichte veröffentlicht habe. Dieser Schmutzartikel war längst irgendwo anders erschienen, und nichts war mir gleichgültiger, als daß er nun noch einmal in dem Schmutzblatte des Harden auftauchte. Auch war es mir zunächst gleichgültig, daß die Nummer der Zukunft, die diesen nicht nur mich, sondern auch die Partei verleumdenden Artikel enthielt, von einem A. Berthold gezeichnet war. Später rühmte sich dieser Herr aber öffentlich, Parteimitglied zu sein und beantragte gegen mich ein Schiedsgericht, weil ich nunmehr die Tatsache, daß er lange Monate hindurch die Zukunft und in dieser Zeit auch die schmählichsten Besudelungen der Partei mit seiner Person gedeckt hatte, beim richtigen Namen nannte. Die Verhandlungen des Schiedsgerichts verschleppte Berthold fast ein Jahr, um schließlich bekanntlich gerade noch durch einen Zufall dem Ausschluß aus der Partei zu entgehen. Im Laufe dieser Dinge gewann ich aus einer Reihe von Anzeichen die Ueberzeugung, daß in der Zukunft ein Korruptionsherd bestehe, dessen verheerende Wirkungen sich bis in gewisse Schichten der Partei erstreckten. Andere Genossen kamen durch andere Anzeichen zu der gleichen Ueberzeugung, und als der Artikel des Bernhard über Parteimoral in der Zukunft wie ein faules Irrlicht aufleuchtete, war es an der Zeit, einmal so derbe zuzufassen, wie sich gehörte. Der Erfolg ist denn auch gewesen, daß der vermutete Korruptionsherd aufgedeckt wurde, eben dadurch, daß dieses Herdes heiliges Feuer mit korrupten Waffen gegen den rauhen Wind einer offenen Kritik geschützt werden sollte.

Obgleich ich diese Kritik zwar geschrieben, aber keineswegs die erste Anregung dazu gegeben hatte, kam am 21. März Harden mit dem Ehepaar Braun zu einem stundenlangen „Kriegsrat“ zusammen, um zu beraten, wie ich umzubringen sei. Nach Heinrich Brauns Angabe wollte Harden mich durch einen Artikel in der Zukunft vernichten, doch hegten die Mitverschworenen durchaus berechtigte Zweifel an der tödlichen Wirkung dieses Geschosses. Nach Hardens Angabe wieder wollte Heinrich Braun mich durch eine Privatklage hineinlegen, die Harden anstrengen sollte, doch hegte dieser Wackere nicht minder berechtigte Zweifel an dem trotzigen Heldenmute seiner Eideshelfer. Stolz wie ein Spanier erklärte er, nach seiner eigenen Erzählung, er wolle mich weder um meine Stellung noch ins Gefängnis bringen. Kompletter Größenwahn in der Tat! Ebenso feierlich hätte der Gernegroß darauf verzichten können, den Mond vom Himmel zu holen.

Gleichzeitig überlieferte Harden an Heine „interessante“ Briefe von mir. Beide versichern mit gleicher Würde, daß sie dabei an kein Komplott gedacht hätten, und wer wollte so glaubwürdigen Männern nicht glauben! Heine will meine Briefe nur als „Kuriosität“ gelesen haben. Er schreibt:

In der Tat eine höchst interessante Korrespondenz! Aus der Feder Mehrings, den ich nur als grimmen Wolf kannte, wahrhaft rührende Herzenstöne einer zärtlichen geduldigen Freundschaft, ein Bemühen, Hardens fremdartige Natur und sein Wollen zu verstehen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte, Anerkennung und Förderung des Planes der Zukunft, trotzdem daß Harden damals längst seine Bismarck-Begeisterung verkündigt und Sozialdemokraten in seiner bekannten Manier literarisch gemißhandelt hatte. Daneben freilich auch andere Dinge, zum Beispiel die Postkarte über Schoenlank.

Was meine Postkarte über Schoenlank und meine Förderung der Zukunft anbetrifft, so habe ich mich darüber schon ausgelassen. Sonst kann ich nur anerkennen, daß Heine diese Briefe, mit deren Veröffentlichung Harden mir droht, ganz richtig kennzeichnet, bis auf den höhnisch übertreibenden Ton, durch den er sich lächerlich macht, nicht mich. Er zeigt dadurch, daß er trotz alles staatsmännisch gespreizten Getues noch immer der alte armselige antisemitische Philister ist. Als ich die Berliner Volkszeitung redigierte, wohnte ich in dem Hause eines solchen Philisters, der es alle die Jahre hindurch auch „nie für möglich halten" konnte, daß der „grimmige Wolf" von Politiker, der ich sei, doch stundenlang mit seinen Kindern spielte. Gegenüber solcher Borniertheit darf ich mich wohl einmal auf einen Großen berufen; am 29. Dezember 1759 schrieb der Philister Ramler an den Philister Gleim: „Schreiben Sie doch auch an Herrn Lessing, ob er gleich der ist, der alle Welt, und also auch mich angreift, so schreiben Sie ihm doch nur. Ja, eben deswegen schreiben Sie ihm, weil er alle angreift. Ich weiß, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann ohnmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er doch im Leben ist. Freilich ist es schlimm." Ja freilich, es ist schlimm für die Philister, nie begreifen zu können, daß gerade Naturen, die an allem Menschlichen eine unverwüstliche Freude haben, eben deshalb mit schroffster Rücksichtslosigkeit dafür streiten, alles Menschliche aus Knechtesbanden und Philisternetzen zu befreien. Nach dieser kleinen Auseinandersetzung, die er nicht verstehen wird, überliefere ich den Staatsmann Heine wieder dem Erstaunen darüber, daß ich wirklich einmal mit dem Teufel um die Seele des Herrn Harden gerungen habe.

Inzwischen wandern die „kuriosen" und „interessanten" Briefe, die es in ungewissem Zwielicht lassen, ob ich ein ruchloser Schurke oder ein sentimentaler Esel bin, von Heine an Harden zurück. Nun wird meine literarische Vergangenheit mit Maulwurfsemsigkeit umgegraben, aber es findet sich nichts, als „alte Geschichten", gut genug für die Bernhard und Braun, aber nicht für so erlauchte Geister wie Harden und Heine. Da erscheint am 9. September in der Leipziger Volkszeitung ein von mir verfaßter Artikel, der ein Bild von dem Treiben der Zukunft für den Parteitag entrollen sollte. Ich sage darin, daß ich von vornherein die Mitarbeit an der Zukunft abgelehnt hätte, und nun blitzt ein rettender Gedanke durch Heines staatsmännischen Schädel. „Ich wußte aus den Briefen, die ich gelesen hatte, daß das eine Unwahrheit war; . . . . ich sagte mir, das ist der Beweis gegen Mehring, nicht für eine viele Jahre zurückliegende Schlechtigkeit, sondern für eine heute, am 9. September 1903, gegen die Genossen verübte Täuschung." Und nun gabs kein Zögern!

„Sendet mir damals anvertraute Originalbriefe Sonnabend Dresden Hotel Albertshof" telegraphiert Heine an Harden, und diese Unschuld vom Lande schickt die Briefe sofort, in der frommen Annahme, wie sie selbst sagt, Heine wolle die Briefe den Parteigewaltigen vorlegen, um durch sie einen Antrag auf meine Pensionierung zu begründen. Es geht nichts über das Wohlwollen solcher edlen Menschenfreunde.

## Der Staatsmann Heine.

Am 12. September hatte Heine die Briefe in den Händen, durch die er beweisen konnte und wollte, daß ich am 9. September öffentlich die Partei angelogen hätte. Am 14. September begann die Debatte über die Mitarbeit von Parteimitgliedern an der bürgerlichen Presse, und Heine brauchte die Briefe nur vorlesen zu lassen, um mich totzuschlagen und dem Parteitage das ekelhafte Toben der Braun, Edmund Fischer, Bernhard zu ersparen. Aber Heine behielt die Briefe in der Tasche. Er sagt im Vorwärts darüber: „Ich bin nicht in die Lage gekommen, davon Gebrauch zu machen, weil ich persönlich nicht so angegriffen wurde, daß es mir gelohnt hätte.“ Allein dessenungeachtet spielte Heine die Postkarte über Schoenlank aus, obgleich er selbst sagt, daß dies Zeugnis für eine „um viele Jahre zurückliegende Schlechtigkeit“ viel weniger für meine Schuld zeuge, als die Briefe, aus denen hervorgehe, daß ich die Partei noch am 9. September angelogen hatte.

Gleichwohl hatte Heine einen Grund, die Briefe in der Tasche zu behalten. Diese „kuriosen“ Briefe äfften nämlich wieder den großen Staatsmann. Es waren dieselben Briefe, aus denen der Adressat Harden, wie ich oben aus seinen wörtlich abgedruckten Antworten nachgewiesen habe, nicht entnahm, daß ich die Mitarbeit an der Zukunft annahm, sondern umgekehrt, daß ich sie ablehnte. Indem Harden die höflichen Wendungen, in die ich diese Ablehnung kleidete, aus ihrem Zusammenhange riß, ließ sich damit einiger Zeitungshokuspokus machen, aber wenn die Briefe selbst dem Parteitage vorgelegen hätten, so würde er am Ende auch soviel Intelligenz bewiesen haben, wie ihr Adressat, und die ganze Schwindelblase wäre zerplatzt. Freilich müssen jene Briefe den Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten Heine wie Feuer in der Tasche gebrannt haben, als sein „junger Freund“ Bernhard vor seinen Ohren den alten Zeitungshokuspokus Hardens nun vor dem Parteitage auskramte, um mir die Ehre abzuschneiden. Aber der Staatsmann Heine schwieg.

Jedoch mit der Postkarte über Schoenlank rückte er heraus, in kunstvoller Steigerung. Erst bekommt sie der „junge Freund“ Bernhard nur zum „Sehen“. Wäre die Postkarte in ihrem kurzen Wortlaute sofort dem Parteitage vorgetragen worden, so hätten die Delegierten immerhin bemerkt, daß die Sache denn doch einen anderen Zusammenhang hatte, als ihnen vorgegaukelt wurde, daß ich darin keineswegs einen Parteigenossen in heimtückischer Absicht an einen Parteigegner verraten hatte. Dann reiste ich nach Leipzig, wo ich das aufklärende Material wenigstens über diesen Punkt sammeln konnte, und sandte eine erläuternde Erklärung an den Parteitag, dem sie auch vorgelesen wurde. Um die Wirkung dieser Erklärung abzuschwächen, veröffentlichte der „junge Freund“ nunmehr den Wortlaut der Postkarte in einem Inserat der Sächsischen Arbeiterzeitung, eingewickelt in ein Lügengespinst, das ich dem auseinandergehenden Parteitage nicht mehr entwirren konnte. Erhalten hat der „junge Freund“ die Postkarte aber von Heine, der diesen Streich im Vorwärts vergebens dadurch zu rechtfertigen sucht, daß ihm vorgelogen sein soll, die Postkarte sei schon vor Jahren abgedruckt worden.

Mit alledem noch nicht zufrieden, erklärt Heine im Vorwärts, er wisse aus den „kuriosen“ Briefen, daß ich noch am 14. Oktober 1892 Herrn Harden einen Artikel über die Krisis in der Freien Volksbühne für die Zukunft angeboten hätte, den Harden abgelehnt habe, und daß darauf (von Heine unterstrichen) erst mein Bruch mit Harden eingetreten sei. Ich soll mich also der Zukunft gar aufgedrängt haben und aus Wut über einen zurückgewiesenen Artikel Hardens Feind geworden sein. Wenn Heine sagt, daß er dies aus meinen Briefen an Harden herausgelesen habe, so lügt er. Den wirklichen

Zusammenhang der Sache habe ich in meiner Schrift gegen Harden dargestellt wie folgt:

Nach dem Briefe vom 20. September brach ich ab. Jedoch am 8. Oktober sandte Herr Harden mir ein Opernhausbillet mit einer Karte folgenden Inhalts: „Würde Ihre Frau Gemahlin wohl das Lohengrinbillet zu heute benutzen? Sie würde dann neben meiner Frau sitzen, die sich der Bekanntschaft sehr freuen würde." Da sich unsere Frauen bisher nicht kannten, so mußte ich gerade in dieser Form der Wiederannäherung den Wunsch erkennen, auf mein altes Programm einzugehen: Keine politischen Mantschereien, aber sonst Friede und Freundschaft! Dazu war ich gern bereit. Meine Frau konnte das Billet nicht benutzen, und so machte sie der Gattin Hardens am nächsten Tag einen Entschuldigungsbesuch. Damit schien der Friede wiederhergestellt, und nun fügte es der Zufall, daß ich auch meinerseits ein Pfand versöhnlicher Gesinnung geben zu können glaubte. In der Freien Volksbühne, zu deren Mitgliedern Herr Harden gehörte, war eine Krisis ausgebrochen; eine Minderheit mit dem bisherigen Vorsitzenden Bruno Wille schied aus, die Mehrheit wählte mich zum Vorsitzenden. Ueber die Ursachen der Krisis gingen manche falsche Gerüchte um, und ich fragte am 14. Oktober bei Herrn Harden an, ob er eine klarstellende Zuschrift aus meiner Feder aufnehmen wolle. Für den politischen Inhalt der Zukunft war ich damit in keiner Weise engagiert, und ich wollte ihm gern zeigen, daß ich keineswegs, wie er immer jammerte, sein „literarisches Haus für zu unanständig" hielte, um es zu betreten. Herr Harden sagte mir mit „heller Freude" zu und schrieb noch:

> Daß Sie Vorsitzender sind, ist zweifellos ein großer Gewinn für die Sache; daß aber für die Bourgeoispresse die Volksbühne damit tot ist, wissen wir Beide. Zum Glück schadet das nicht. Nur soll Türk (der Kassierer der Freien Volksbühne) nicht etwa an dem Gedanken festhalten, als zweite bête noire auch noch mich werben zu wollen; hinter den Kulissen bin ich jederzeit und zu jeder Arbeit bereit.

Ich setzte mich eben hin, den Artikel abzufassen, als wieder etwas dazwischen kam, nämlich Nr. 3 der Zukunft vom 15. Oktober 1892, mit dem Leitartikel: Pobedonoszew, worin dieser würdige Meergreis als ehrlicher Mann gefeiert und der brave Kennan als bestochener Reporter heruntergerissen wurde. Nun sagte ich mir: „Bismarckkultus, na ja, Bismarck ist doch ein deutscher Landsmann. Aber auch noch Knutenkultus?" Zur selben Stunde sprach Herr Harden der Dame Schabelsky die Befürchtung aus, daß ich den angekündigten Artikel absagen würde, wenn ich die neueste Nummer der Zukunft gelesen hätte. Statt nun aber meinen Entschluß abzuwarten, von dem ich heute nicht mehr sagen kann, wie er schließlich ausgefallen wäre, fragte Herr Harden in nervös schnaubendem Tone an, wann er das Manuskript erhalten würde. Auf diese Karte hin sagte ich ihm kurz entschlossen den Artikel ab, worauf ich den Abschied „für immer" erhielt, mit einer Portion Verbalinjurien und der düsteren Prophezeiung, daß „die Parteibonzen mit der geölten Zunge" mir „auf die Dauer" den Verlust seiner Freundschaft nicht aufwiegen würden.

Natürlich wurde ich nun sofort prozessiert und exekutiert. Am 14. Oktober hatte Herr Harden mir über die Krisis der Freien Volksbühne geschrieben, wie ich oben angegeben habe; am 20. Oktober schrieb er genau umgekehrt an Türk:

> Ich glaube, daß die Volksbühne ihrem Ende entgegengeht. Sie werden sehen, daß Wille eine ungewöhnlich rege literarische Unterstützung finden wird und daß die Schauspieler Ihnen allmählich aufsagen werden, weil die bürgerliche Presse von Ihrem Unternehmen keine Notiz nehmen wird. Die ganze Sache hat für mich einen fatalen demagogischen Zug und zeigt mir die Schrecken der Massenherrschaft in brutaler Deutlichkeit.

Gleichzeitig „koalirte" sich Herr Harden, um in seiner geschwollenen Sprache zu reden, mit den „Buben", das heißt, er unterzeichnete einen Aufruf der bürgerlichen Schriftsteller, die aus der Volksbühne geschieden waren, einen Aufruf, worin meine Uebernahme des Vorsitzes nicht als ein „großer Gewinn", sondern im Gegenteil als ein völliger Ruin für die Sache betrachtet wurde. Vor dieser „Koalition" habe ich freilich nicht „gezittert"; auch ist die Freie

Volksbühne nicht ihrem Ende entgegengegangen, sondern unter meinem Vorsitze in drei Jahren ungefähr sechsmal so weit vorwärtsgekommen, wie unter Willes Vorsitze in zwei Jahren: im Prophezeien ist Herr Harden nun schon mal der reine Pechvogel Jedoch einen Stoß führte er wirklich nach meinem Herzen. Er hatte einen Artikel Willes in die Zukunft aufgenommen, der starke Angriffe gegen Türk enthielt Türk wünschte darauf zu antworten; da er persönlich sehr engagiert war und seine Entgegnung doch auch für die Freie Volksbühne verbindlich gewesen wäre, so bat ich ihn, mir die redaktionelle Durchsicht des Manuskripts zu gestatten, und er war so freundlich darein zu willigen. Der Inhalt des Artikels war sein, die Form mein Eigentum. Herr Harden aber wies die Einsendung zurück, da die „literarische Form“ nicht den Ansprüchen der Zukunft genüge.

Diese Darstellung liegt seit bald fünf Jahren gedruckt vor. Harden hat in der Zukunft vom 4. März 1899 dagegen eingewandt, er habe nicht gewußt, daß die Form des Türkschen Artikels von mir stamme; der Artikel habe ihm undruckbar erschienen; einen von mir unterzeichneten Artikel würde er aufgenommen haben. Auf diesen urkundlichen Tatbestand hin schwindelt Heine den Lesern des Vorwärts vor, er wisse aus den „kuriosen“ Briefen, daß die Zukunft einen von mir angebotenen Artikel zurückgewiesen habe und daß darauf mein Bruch mit Harden erfolgt sei.

In der Tat — wenn der Staatsmann Heine je die Leistungsfähigkeit des Ränkeschmieds Heine erreicht, so wird sein Ruhm noch in ferne Jahrhunderte strahlen.

## Harden und seine Spießgesellen.

Auf die scheußliche Fehde, die zwischen Harden und seinen Spießgesellen ausgebrochen ist, gehe ich hier nicht näher ein. Das Kurze und Lange an der Sache ist, daß Harden ihnen die vergifteten Waffen gegen mich ausgeliefert hat, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie seine Fahne über meiner Leiche hissen würden. Dazu hat ihnen die Kourage gefehlt, und sie haben ihn mir nach in die Wolfsschlucht geworfen. Nun tätschelt er sie, darunter einige Reichstagsabgeordnete, auf offenem Markte mit klatschenden Ohrfeigen, die sie nur mit stotternden und verlegenen Redensarten zu beantworten wissen. Es ist gewiß das häßlichste Bild der Zeitgeschichte. Wenn die Gezüchtigten jedoch über den Infamen schreien, der sie mit entstellten und entstellenden Bruchstücken aus ihren vertraulichen Briefen bombardiere, dann sage ich den jammernden Schelmen: Ihr wart die Spießgesellen dieses Infamen, und mit seinen infamen Waffen wolltet ihr mich in Dresden, wo ich wehrlos war, aus feigem Hinterhalt erschlagen.

## Georg.

Auf das Geschimpfe, das Göhre auf dem Parteitage über mich vollführte, lasse ich mich gleichfalls nicht ein. Vierzehn Tage nachdem er mir die angenehme Versicherung gegeben hatte, daß meine Ehre in seinen und seiner Freunde Augen ramponiert sei, lag er selbst mit ramponierter Ehre auf der Strecke, wo ich ihn liegen lasse.

Bemerkenswert war jedoch, daß G. v. Vollmar das eintönige Komödienpathos des Heinrich Braun durch kräftige Zurufe zu beleben suchte, die in den

Berichten über den Parteitag teils verzeichnet, teils auch nicht verzeichnet sind. Besonderen Genuß fand er darin, mich als „doppelten Geschichtsschreiber" zu schmähen, worauf ihm Genosse Zubeil bereits erwidert hat, er habe ja lebhaften Anteil an dieser „doppelten Geschichtsschreibung" genommen, indem er mir wertvolle Notizen für meine Parteigeschichte geliefert habe. Jedoch der Anteil Vollmars an meiner „doppelten Geschichtsschreibung" war noch weit größer, als Genosse Zubeil aus meiner Parteigeschichte ersehen hat. Gleichzeitig mit seinen Notizen über die bayrische Bewegung, um die ich ihn gebeten hatte, sandte mir Vollmar unaufgefordert eine „intime Charakteristik" seiner Person, aus der ich in der Tat eine, wie ich glaube, erschöpfende Uebersicht seiner hervorragenden Talente und Tugenden gewann. Ich habe sie damals nicht veröffentlicht, sondern meinen Dank für Vollmars Notizen über die bayrische Bewegung nicht besser bekunden zu können geglaubt, als daß ich die „Intime" in die tiefsten Tiefen meines Archivs versenkte. Nunmehr aber muß ich von Vollmars Erlaubnis, sie öffentlich zu benutzen, einigen Gebrauch machen, um sein Verhältnis zu meiner „doppelten Geschichtsschreibung", das er vor dem Parteitage von seiner Seite anschnitt, auch von meiner Seite klar zu stellen.

Das Manuskript der „Intimen" ist nicht von Vollmars Hand; auch habe ich keinen Grund, an seiner Versicherung zu zweifeln, daß es nicht von ihm herrührt, sondern von jemandem, der, wie er mir schrieb, ihn durch und durch kenne. Das Schriftstück lautet:

> Ich halte viel darauf, daß Georg richtig beurteilt wird, und ich meine, daß gerade Sie, Herr Doktor, wenn irgend jemand, innerhalb der Partei die allerbesten Voraussetzungen dazu hätte. Ihre Stellung als Beobachter, außerhalb der vielen Kleinlichkeiten, die der tägliche Kampf mit sich führt, ermöglicht es Ihnen, mit klarem, ungetrübten Blick die verschiedenen Streiter von allen Seiten zu betrachten. Das, worauf ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen, ist nämlich nicht, wie Georg Sozialdemokrat wurde, sondern wie sein Charakter und seine Stellung jetzt sind. Ich weiß wohl, daß er von einer Seite beschuldigt wird, Politik nur als eine Art Sport zu treiben, wie er ja einmal sogar als Bayerns Boulanger dargestellt worden ist, daß die eigenen äußerlichen Ehrenbezeugungen das Ziel seines Strebens seien; auf der andern Seite dagegen wird er dargestellt als ein sehr gefährlicher Mann, der imstande wäre, alles darauf zu setzen, die Bewegung in Süddeutschland gegen die Parteileitung auszuspielen und in andere Bahnen zu lenken. Mit einem Worte, von beiden Seiten wird er als ein eitler, ehrgeiziger und machtbegieriger Mensch dargestellt. Nun ist das absolute Gegenteil das Wahre. Ich kenne überhaupt niemand, der so absolut ohne persönlichen Ehrgeiz ist, wie Georg, was vielleicht für seine persönliche Stellung innerhalb der Partei nicht immer von Vorteil war. Georg ist eine Natur, der aller Streit zuwider ist, die ihn nie selbst sucht, aber ihn, wenn er ihr einmal aufgedrängt wird, mit Eifer und Einsatz aller Kraft führt, doch nie den Sieg eigentlich auszunutzen weiß und jedenfalls nie im stande wäre, von einem Besiegten noch einen Vorteil herauszuschlagen.

Diese Tugend Georgs scheint mir jedenfalls nicht zu seinen hervorragendsten zu gehören, denn als ich in Dresden „besiegt" war, suchte die Münchener Post aus meiner „Niederlage" gar manchen Vorteil herauszuschlagen. Aber weiter:

> Seine dominierende Stellung hier beruht viel mehr auf Imponderabilien, als auf bestimmter, zielbewußter Arbeit und ist hauptsächlich ein Geschenk, das er seiner bayerischen Natureigentümlichkeit verdankt. In dieser Charaktermischung liegt das Geheimnis seiner Macht, seines Einflusses, seiner Beliebtheit. Er fühlt mit dem Volke und hat einen ganz sicheren Instinkt, was hier paßt oder nicht. Seine vielberühmte „Schlauheit" ist die sehr selten in so intensivem Maß vorhandene Gefühlsgemeinschaft mit seiner Umgebung und die genaue Kenntnis aller Faktoren, mit denen er zu tun hat. Die Gebildeten begrüßen ihn als Ihresgleichen, er spricht ihre Sprache, hat ihren Geschmack, versteht und

teilt ihre geistigen Interessen; das arbeitende Volk sieht in ihm den Mann, der von seiner Klasse zu ihm gekommen ist, um seine Forderungen durchzusetzen. Und weit entfernt, daß diese Stellung Georgs — als gewissermaßen durch Geburt, Erziehung und soziale Lage außerhalb ihres Kreises — eine Entfremdung hervorbringt, kann ich Sie versichern, daß ich oft genug Aeußerungen höre, die klarlegen, daß die Arbeiter darauf stolz sind und sich freuen, daß ihr Vertreter die Partei zu einer führenden Stellung erhoben und zur anerkannten Trägerin aller Kulturaufgaben gemacht hat. Noch zwei Eigenschaften, die ich hervorheben möchte: Georgs außerordentlicher Tatsachensinn, seine große Leichtigkeit, sich auf verschiedenen Gebieten zurechtzufinden, seine Fähigkeit, schnell zu begreifen und klar zu sehen, und die zweite: die eigentümliche Darstellungsweise, die er sich angewöhnt hat: so rücksichtslos wie irgend einer die Fehler und Schwächen der Gegner darlegend, mit logischer Schärfe das Berechtigte in seinem Standpunkt festhaltend, mit Sarkasmen das Unhaltbare der Ansicht der Andern lächerlich machend und doch nie in gereizte persönliche Gehässigkeit zu verfallen. Dazu die kluge Art, alles auf den hauptsächlichen Punkt zu legen und, wenn dieser erreicht ist, auf Nebensächliches, wenn auch im übrigen nicht Unwichtiges, zu verzichten.

Es geht noch eine ganze Strecke weiter, doch es mag genug sein. Indem mir Vollmar diese „intime Charakteristik" zur Verwertung für meine Parteigeschichte zusandte, erwies er meiner historischen Gewissenhaftigkeit eine Ehre, wie sie ihr sonst noch von niemandem auf dem weiten Erdenrund erwiesen worden ist, und ich vermag deshalb kein lauteres Spiel darin zu erblicken, weder mit dem Parteitage noch mit mir, wenn dieser Kneipfreund Hardens mich in Dresden als „doppelten Geschichtsschreiber" schmähte.

## Ein Wort der Verständigung.

Nach den bisherigen, unangenehmen Auseinandersetzungen ist es für mich eine angenehme Empfindung, mit dem Genossen Auer ein Wort sachlicher Verständigung austauschen zu können. Genosse Auer kam in der Debatte, die in Dresden über die Taktik gepflogen wurde, auf meine Angelegenheit zurück und äußerte dabei zwei Gedanken. Zunächst glaubte er mit großem Nachdruck aussprechen zu müssen, daß weder ich noch sonst jemand im Besitz von Geheimnissen oder sonst von Dingen sei, deren der Parteivorstand sich zu schämen hätte. Veranlaßt war diese Aeußerung dadurch, daß erstens irgend ein Schuft, den Herr Rudolf Mosse für die Vergiftung der öffentlichen Meinung besoldet, im Berliner Tageblatt erklärt hatte, ich sei vermutlich ein Polizeispion, werde aber von der Partei nicht abgeschüttelt werden, da ich zu viel von ihren Geheimnissen wisse, daß zweitens eine exaltierte Dame aus Hamburg, die mich mit einem unersättlichen Haße verfolgt, obgleich ich sie gar nicht kenne und ihr nie das geringste Leid zugefügt habe, diesen Fangball in Dresden aufgegriffen hatte, und daß drittens Genosse Auer meine im Parteitage abgegebene Erklärung dahin mißverstanden hatte, ich wolle für alles, was ich getan habe, den Parteivorstand verantwortlich machen. Ob diese drei Momente gewichtig genug waren, um die gewichtige Erklärung des Genossen Auer notwendig zu machen, muß ich dahingestellt lassen; daß der Genosse Auer ihr aber eine Form gab, die jedem Hörer den Gedanken nahelegen mußte: Mehring wäre schon einer solchen Schurkerei fähig, aber er hat nichts zu verraten, würde mich sonst einen Augenblick geschmerzt haben, wenn ich nicht sonst wüßte, daß Genosse Auer mich für einen anständigen und diskreten Menschen hält.

Dann sagte Genosse Auer, er habe dazu beigetragen, meine Fähigkeiten für die Partei nutzbar zu machen, aber er wolle nicht und habe nicht gewollt,

daß ich eine geradezu leitende Stellung in der Partei einnähme, wie sie sich nach und nach durch meinen Einfluß auf die Neue Zeit und die Leipziger Volkszeitung herausgebildet habe. Genosse Auer weiß sehr gut, daß ich in den dreizehn Jahren, in denen ich für die Partei arbeite, niemals eine „Stellung", sei sie nun „leitend" oder nicht, einzunehmen versucht habe. Ich habe mir darin die vollständigste Zurückhaltung auferlegt und auch auferlegen müssen, denn wenn mir die Anlagen und Neigungen zum Agitieren und Reden an und für sich fehlen, so bin ich von der Partei auch stets so ausgiebig mit schriftstellerischen Arbeiten überladen worden, daß ich sie niemals völlig bewältigen konnte, geschweige denn, daß mir für andere Dinge Kraft und Zeit übrig geblieben wäre. Ich weiß wohl, daß diese gänzliche Beschränkung auf mein einsames Arbeitszimmer ihre Nachteile für mich gehabt hat. Nicht etwa weil unter dem hirnverbrannten Zeug, das in dem sozialdemokratischen Verkehrskreise des Herrn Harden über mich geklatscht worden zu sein scheint, daß ich ein Lockspitzel sei u. s. w., auch kolportiert worden ist, ich dürfe nicht reden und kandidieren und müsse mich im tiefsten Hintergrunde halten, sondern weil ich, so treue Freunde ich auch unter den Arbeitern habe, doch den Arbeitermassen wenig bekannt geworden bin, wodurch das Dresdner Komplott nicht unwesentlich gefördert worden ist. Allein wie dem immer sei, die Tatsache meines gänzlichen Verzichtes auf jede „Stellung" in der Partei ist dem Genossen Auer bekannt, und er führt denn auch die „geradezu leitende Stellung", die er mir, wie ich meine, ganz irrtümlicherweise zuschreibt, auf meine Arbeit für zwei Parteiorgane, also auf den denkbar legitimsten Ursprung zurück.

Wenn er aber meiner ebenso anspruchs- wie rastlosen Tätigkeit für die Interessen der Partei durch seinen „Willen" eine Schranke setzen will, so erkläre ich ganz unumwunden, daß ich, wenn dieser „Wille" des Genossen Auer jemals der „Wille" der Partei gewesen wäre, niemals eine Zeile für sie geschrieben haben würde. Es war meine Ehre und mein Glück, ein Parteischriftsteller zu sein, aber für einen Parteitintenkuli bin ich viel zu gut. Das bin ich niemals gewesen, und das werde ich auch niemals sein.

## Leipziger Volkszeitung und Vorwärts.

In einem ihrer berüchtigten Artikel über den Dresdner Parteitag schrieb die Münchner Post, die mich beiläufig noch vor einem Jahre, beim Münchner Parteitage, als einen genialen Schriftsteller gefeiert hatte, dessen Beiträge die Neue Zeit allein genießbar machten:

> Daß der Parteitag dem löblichen Zwecke dienen sollte, alle „Revisionisten" aus der Partei hinauszubefördern, das heißt alle Parteigenossen, denen die jeweilige Ansicht Bebels, Kautskys und Adolf Hoffmanns nicht als das einzige Evangelium gilt, darüber war unter der Mehrheit des Parteitages vom ersten Tage an kaum ein Zweifel. Das oberste Polizeiorgan dieser heiligen Inquisition, die Leipziger Volkszeitung, hatte diese Absicht noch vor dem Parteitage recht deutlich verkündet. . . . Mehring hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er, der wohl am wenigsten zum Moralprediger geeignet war, . . . . denunzierte und verunglimpfte alle nach Herzenslust, die es wagten, eine eigene Meinung zu äußern. Das trieb er jahrelang, leider anscheinend im Einverständnis mit einem Teile des Parteivorstandes. Da, als schon der Holzstoß bereit war, auf dem die scheußlichen Ketzer schmoren sollten, die einen oder ein paar Artikel für die Zukunft geschrieben hatten, ereilte ihn sein Schicksal. Ein tragisches Geschick freilich für den glänzenden Stilisten, ein verdientes Geschick für den skrupellosen Funktionär einer illegitimen Parteiinquisition.

Ob ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, das wird sich ja zeigen; einstweilen gestattet mir mein tragisches Geschick, die Funktionäre der Münchner Post von der heiteren Seite zu nehmen. Jedoch muß ich die Behauptung, daß ich „anscheinend im Einverständnis mit einem Teile des Parteivorstandes alle, die eine eigene Meinung zu äußern wagten, denunziert und verunglimpft hätte“, in all ihren Teilen als eine dreiste Lüge zurückweisen und ebenso die Behauptung, daß die Leipziger Volkszeitung jemals die Absicht deutlich oder undeutlich verkündet habe, alle oder auch nur einige „Revisionisten“ aus der Partei hinauszubefördern. Da jedoch die Leipziger Volkszeitung einmal in mein „verdientes Geschick“ verflochten worden ist — und insofern logischer Weise, als der Vorstoß gegen mich allerdings in erster Reihe auch dem Leiter dieses Parteiblattes galt — so will ich noch in aller Kürze sagen, welche Rechnung sich die Leipziger Volkszeitung mit mir und welche Rechnung ich mir mit der Leipziger Volkszeitung gemacht habe.

Es ist meine Ueberzeugung, die irrig sein mag, aber sich auf ein jahrzehntelanges Studium der deutschen Arbeiterbewegung gründet, daß die Partei unter nichts so sehr leidet, als darunter, daß ihren Massen die prinzipiell-theoretische Schulung mehr oder weniger abhanden gekommen ist. Ich meine das in historischem Sinne, so wie ich es vor Jahr und Tag in der Neuen Zeit mit folgenden Worten ausgesprochen habe:

> Zum andern Teil erklärt sich das Verschwinden jenes großen theoretischen Sinns, den einst Marx an den deutschen Arbeitern rühmte, aus andern Gründen, zumal aus dem raschen und unaufhaltsamen Vorwärtsschreiten der proletarischen Bewegung, das für jeden neuen Tag neue praktische Arbeit schafft. Trotz unseres Marxismus oder vielmehr dank ihm sind wir historisch genug geschult, um zu erkennen, daß die unmäßige und unverdiente Verachtung, der die Theorie heute in weiten Kreisen der Arbeiterklasse anheimgefallen ist, ihre großen entschädigenden Gegenseiten hat; wir sind gerade durch den Marxismus gänzlich vor jener melancholischen Stimmung geschützt, die Goethe einmal in die Worte kleidet: Dieweil mein Fäßlein trübe läuft, die Welt geht auf die Neige. Wir folgern aus der „theoretischen Konfusion“, die von manchen „Praktikern“ als der Idealzustand der Partei betrachtet zu werden scheint, vielmehr nur die Notwendigkeit, die Theorie um so höher zu halten und sie um so eifriger zu pflegen. Denn dazu sind wir Theoretiker, daß wir schärfer und weiter sehen, als die „Praktiker“, denen die gewiß nicht minder wichtige Aufgabe obliegt, für des Tages Nahrung und Notdurft zu sorgen. Der Emanzipationskampf des Proletariats kann nicht wie ein Guerillakrieg geführt werden, von Tag zu Tag und von Ort zu Ort, ohne einen Generalstab; die Arbeiterklasse wird niemals siegen, wenn sie sich nicht auch geistig überlegen zeigt der alten und trotz aller kapitalistischen Zerrüttung noch immer mächtigen Kultur, die sie überwinden muß, um eine höhere Kultur zu schaffen.

So sehr aber die prinzipiell-theoretische Verflachung der Partei historisches Produkt ist, so gefährlich ist sie dennoch für die Partei. Drei Millionen Stimmen sind eine sehr schöne Sache, aber ein schlagfertiges Heer ist diese Masse erst dann, wenn wenigstens dreimalhunderttausend davon genau wissen, wohin denn nun eigentlich die Fahrt geht. Ob heute aber auch nur dreißigtausend Parteimitglieder prinzipiell-theoretisch so durchgebildet sind, wie vor zwanzig und dreißig Jahren die Masse der Partei war, das ist eine Frage, über die sich diskutieren ließe. Instinktiv empfinden das die Arbeitermassen auch sehr wohl und, erdrückt von praktischer Arbeit, wie sie sein mögen, lechzen sie doch nach nichts so sehr, als danach, die alten Banner wieder im Sturm des revolutionären Gedankens fliegen zu sehen. Allein ein beträchtlicher Teil der Parteipresse entzieht sich der großen Aufgabe, die ihm nach dieser Richtung angewiesen ist, und kein Parteiblatt entzieht sich dieser Aufgabe in so unverantwortlicher Weise, wie das Zentralorgan der Partei, wie der Vorwärts.

Gewiß nicht aus Pflichtvergessenheit oder auch nur Fahrlässigkeit. Der politische Hauptredakteur des Vorwärts ist überaus fleißig und geschickt, aktuell,

sensationell, großzügig, tiefgründig, kurzum, er hat alle Vorzüge eines modernen Journalisten und nur den einzigen Fehler, daß ihm das historisch-politische Verständnis der modernen Arbeiterbewegung fehlt. Als Hauptredakteur eines sozialdemokratischen Zentralorgans gleicht er der Stute Rolands, von der Chamisso singt: „Ausnehmend schön war die Stute, sie aber war leider tot.“ Ich sage das ohne jede persönliche Ranküne. Der Redakteur Eisner hat mich immer sehr bewundert, und nach der Emsigkeit der archivalischen Forschungen, die er über meine Vergangenheit anstellt, hege ich fast die verschämte Hoffnung, daß er meine Biographie zu schreiben beabsichtigt. Er hat mir drei- oder viermal die Ehre erwiesen, mich zur ständigen Mitarbeit am Vorwärts heranzuziehen, und wie er mir mit gutem Willen entgegenkam, so bin ich ihm mit gutem Willen entgegengekommen. Ich habe als Mitarbeiter des Vorwärts nie den leisesten Grund zu einer persönlichen Beschwerde über die Redaktion gehabt. Aber immer kam nach einigen Wochen oder höchstens Monaten der Augenblick, wo der Redakteur Eisner glaubte, ich spräche hottentottisch, und wo ich glaubte, er spräche irokesisch.

Ein Beispiel statt vieler! Im November 1900 hatte Göhre zwei Berliner Arbeiterversammlungen allerlei konfuses Zeug über wissenschaftliche Evangelienkritik vorgetragen; aus der Versammlung selbst hatte sich sofort lebhafter Widerspruch erhoben, aber mehr in ganz richtigem Instinkt, als mit klaren Gründen, da ja leider heute den Arbeitern im allgemeinen die Möglichkeit fehlt, sich in solchen Fragen ein selbständiges Urteil zu bilden. Ich hielt es nun für die Aufgabe des Zentralorgans, hier schlichtend vom Boden des Parteiprogramms aus einzugreifen, und sandte einen solchen Artikel an den Vorwärts. Bekam ihn aber zurück: Als persönliche Erklärung ja, als redaktionellen Artikel nein. Nun habe ich persönlich ungleich bessere Dinge zu tun, als das theologische Kauderwelsch des Göhre zu korrigieren, schickte den Artikel also nochmals zurück: Seht ihn euch doch an, es steht ja nichts Verfängliches darin. Bekam ihn wieder zurück: Tut uns furchtbar leid, weil gerade Sie es sind, aber es geht nicht.

Es war nun sonst nicht meine Gewohnheit, einen vom Vorwärts zurückgewiesenen Artikel der Neuen Zeit aufzuhängen, aber diesmal glaubte ich eine Ausnahme machen zu müssen. Ich veröffentlichte den Artikel als Berliner Brief in der Neuen Zeit, wo ihn jeder nachlesen kann: 19. Jahrgang, 1. Band, Seite 257. Und nie habe ich unter den Hunderten von Artikeln, die ich in der Neuen Zeit veröffentlicht habe, für einen so viele Komplimente aus der Partei erhalten, wie für diesen. Gewöhnlich meinten dann die Genossen, die mich dazu beglückwünschten: Schade, daß solche Artikel nicht im Vorwärts stehen. Wenn ich ihnen dann sagte, der Vorwärts habe diesen Artikel als redaktionelle Kundgebung zurückgewiesen, so pflegten sie händeringend zu fragen: Aber weshalb denn in aller Welt? Worauf ich nur antworten konnte: Weil die Redaktion des Vorwärts — oder um gerecht zu sein, denn in der Redaktion des Vorwärts gibt es auch ein paar ausgezeichnet geschulte Kräfte, die sich leider nur immer in der Minderheit befinden — weil die Mehrheit dieser Redaktion vollkommen farbenblind ist für die Bedingungen, Möglichkeiten und Notwendigkeiten des proletarischen Emanzipationskampfes.

Als nun der Versuch des Vorwärts, mit mir, und mein Versuch, mit dem Vorwärts zusammen zu kommen, zum dritten- oder viertenmal gescheitert war, kamen gerade die Leipziger Genossen zu mir und fragten, ob ich die Leitung ihres Blattes übernehmen wolle. Da gebrannte Kinder das Feuer scheuen, so habe ich ihnen von vornherein erklärt: Ja, aber nur unter der Bedingung, daß ihr ein Prinzipienblatt haben wollt, wie unsere alten Blätter in den sechziger, siebziger, achtziger Jahren waren. Das war nun just die Absicht der Leipziger Genossen, und so haben wir anderthalb Jahre zusammen gearbeitet. Es ist eine Lüge, daß die Leipziger Volkszeitung in dieser Zeit

die „Revisionisten“ hat aus der Partei beißen wollen; es ist eine Lüge, daß sie die Parteigenossen, die eine eigene Meinung äußerten, denunziert und verunglimpft hat; es ist eine Lüge, wenn ein armseliger Philister behauptet, daß sie manche Artikel veröffentlicht habe, die ein Lockspitzel hätte schreiben können. Aber es ist wahr, daß sie während dieser anderthalb Jahre in diametral entgegengesetztem Sinne redigiert worden ist, wie der Vorwärts redigiert wird.

Meine Annahme, daß die Arbeitermassen gerade hiernach verlangten, hat sich denn auch durchaus bestätigt. Ich spreche nicht davon, daß die Leipziger Volkszeitung binnen Jahresfrist um mehr als zehntausend Abonnenten zugenommen, daß sie den prozentual günstigsten Abonnentenstand — im Verhältnis zu den Wählerziffern der beiden Kreise, für die sie bestimmt ist — in der ganzen Parteipresse besitzt, denn das mag auch auf andere Ursachen zurückzuführen sein. Aber jene „geradezu leitende“ Stellung in der Partei, von der Genosse Auer sprach, verdankt sie ihrer prinzipienfesten und prinzipienklaren Politik.

Mir ist der Versuch ja verteufelt schlecht bekommen, aber die Leipziger Genossen werden sich nicht irre machen lassen. Sie verfügen über so viele tüchtige Kräfte, daß sie mich gut und gern entbehren können. Nichts hat mich in den letzten Wochen mehr erfreut, als daß ihre Zeitung nach dem Dresdner Parteitage noch viel klarer und schärfer redigiert war, als ich sie redigieren konnte.

## Schluß.

So habe ich mein Versprechen eingelöst und Punkt für Punkt die Verleumdungen niedergeschlagen, die in Dresden gegen mich kolportiert worden sind. In einer Beziehung war die Sache leicht. Denn was hat man trotz aller Spürkraft der Bluthunde gegen mich aufzubringen gewußt? Die alten Scharteken von vor zwanzig Jahren, als ich eine feindselige Stellung zur Partei einnahm, die ich nie vor irgend jemand verheimlicht habe. Was ich damals in noch nicht sieben Jahren gefehlt haben mag, das habe ich in dreimal sieben Jahren, von denen jeder Tag ein Tag der Arbeit und des Kampfes war, vor meinem Gewissen gesühnt. Aus diesen dreimal sieben Jahren aber, was hat man mir anzuhaben vermocht? Nichts als daß ein Gewebe von Lug und Trug gesponnen wurde aus einzelnen Sätzen oder Worten vertraulicher Briefe, die ich vor elf Jahren an einen Menschen gerichtet habe, den ich damals für einen anständigen Menschen halten durfte.

Auf der anderen Seite freilich war dieses Gewebe von Lug und Trug mit so boshafter Heimtücke gesponnen, daß ich meine Rettung nicht meiner Kraft, sondern nur einem Zufall verdanke. Im Begriff, meine Wohnung zu wechseln, hatte ich einige Stöße alter Papiere zum Feuertode bestimmt, und darunter eine Reihe von Schriftstücken, ohne die ich diese Rechtfertigung nicht hätte schreiben können. Hätte der Parteitag vier Wochen später stattgefunden, so wäre ich verloren gewesen. Wenn die Wiener Arbeiterzeitung vor einigen Tagen über mein eisernes Gedächtnis und meinen archivalischen Bienenfleiß witzelte, so gestehe ich gern, daß mir jedes Verständnis für diese Sorte von Witz fehlt. Ich finde es gar nicht spaßhaft, daß man ein eisernes Gedächtnis und reich gefüllte Archive besitzen muß, um nicht eines schönen Tages aus der Mitte der deutschen Sozialdemokratie heraus hinterrücks gemeuchelt zu werden.

Ueber die sinnlose Lynchjustiz, die nach dem Dresdner Parteitage in einem Teil der Parteipresse und der Parteiversammlungen an mir geübt wurde, verliere ich kein Wort. Ich weiß auch sie historisch zu begreifen, als die häß-

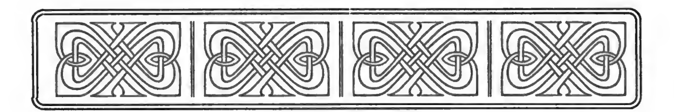
liche Kehrseite des proletarischen Solidaritätsgefühls. Mitunter freilich überkam mich ein Gefühl brennender Scham, wenn ich als Lockspitzel, als journalistischer Lump, als katilinarische Existenz beschimpft wurde, ein Gefühl brennender Scham über die Leute, die sich zu Wortführern der Arbeiter aufwerfen, obgleich ihnen jede Spur jenes einfachen sittlichen Takts fehlt, aus dem heraus mir unbekannte Genossen aus der Masse der Partei schreiben: „Uns haben Sie die Gedankenwelt unserer großen Vorkämpfer Marx, Engels, Lassalle erschlossen und haben uns dadurch aus quälender Ungewißheit zum Lichte höchster menschlicher Erkenntnis geführt. So im wissenschaftlichen Sozialismus aufgehen kann nur ein edler Mann."

Am wenigsten bekümmerte mich, wenn ich morgens beim Frühstück las, daß die Enders in Chemnitz oder die Thiele in Halle oder die Elm in Hamburg oder die Kolb in Karlsruhe oder die Müller in München oder die Liepmann in Berlin das anmutige Lied sangen: Der Kerl muß aus der Partei und wüsche er sich weiß wie Schnee. Da sagte ich mir lachend: Ha, ihr muntern Wölflein, beißt mich nur aus der Partei. Ich habe im Dienste der Partei geschuftet, wie nur ein Proletarier im Joche des Kapitals schuften kann; die Arbeiten, die ich für die Partei geleistet habe, ließen sich nicht mit einem acht-, nicht einmal mit einem zehn-, oft genug nur mit einem zwölf- und mehrstündigen Arbeitstage bewältigen. Aber ich habe nie eine Zeile für die Partei geschrieben, die sie nicht verlangt hat, und wenn sie mich nicht mehr brauchen kann, nun wohlan denn, so stürze ich mich in die Wonne wissenschaftlicher Arbeit, so kann ich, ungestört durch alle Tagesplackerei und Zeitungsschreiberei, um so eifriger weiter bauen an dem Lebenswerke meiner großen Meister Marx, Engels und Lassalle, deren Erbe ich auf manchen und nicht unwesentlichen Gebieten besser verwalten kann, als irgend einer unter den Lebenden. Das steht über mir, wie es über der Partei steht. Meine Person mögen die Wölflein wegbeißen, aber an meinen Werken werden sie sich die Zähne zerbrechen. Die bleiben in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Da reicht kein Haß, kein Neid, keine Verleumdung heran.

Wenn diese Schrift veröffentlicht sein wird, bin ich in den Augen aller Menschen gerechtfertigt, an deren Achtung mir gelegen ist. Damit schließt der Handel für meine Person, aber damit beginnt er auch für die Partei. Ihr kann es sehr gleichgiltig sein, ob der moralische Meuchelmord in Dresden an einem beliebigen X oder Y versucht wurde, aber nicht gleichgiltig darf ihr die Frage sein, ob sich auf ihren Parteitagen hinterlistige Ueberfälle abspielen dürfen, von denen ich wiederhole, daß sie an feiger und schmutziger Perfidie in der Geschichte der verfaultesten Gesellschaftsklassen ihres Gleichen suchen. Darüber muß sich die Partei entscheiden, nicht um meinet-, sondern um ihretwillen.

Und so schließe ich mit einem herzlichen Worte des Dankes und Grußes an alle die, doch auch zahlreichen Parteigenossen, die mir, unbeirrt durch jede Infamie und ehe ich ein Wort der Rechtfertigung zu sagen brauchte, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen bewahrt haben.





# Noch ein Nachwort zum Parteitage

von

**Gustav Jaeckh.**

Auch ich bin in der Dresdner Woche, wie das Chemnitzer Parteiblatt mit einer ungewollten Kritik unserer Angreifer sich ausdrückte, gemeinsam mit meinem Kollegen Mehring „am Pfahl gestanden“, und wenn auch die Pfeile, die gegen mich schwirrten, keine tödlichen Geschosse waren, so waren sie doch aus demselben Holze geschnitzt, mit denselben Federn befiedert, wie gegen Mehring, und sie wurden von demselben olympischen Standpunkt aus versandt, dem „die Bewegung alles, das Endziel nichts ist“. Also nicht nur die Tatsache, daß wir beide in gleicher Verdammnis waren, sondern auch die innere Wahlverwandtschaft unserer Angreifer und die Gleichartigkeit ihrer Intentionen, die in uns die Leipziger Volkszeitung zu treffen suchen, gäben mir ein materielles Recht, mich der Rechtfertigung des Kollegen Mehring mit einigen Worten anzuschließen. Dieses Recht ist aber durch einen Zufall zur absoluten Pflicht, zur objektiven Notwendigkeit geworden, nachdem meine Richtigstellung der gegen mich erhobenen Anschuldigungen den Dresdner Parteitag nicht mehr erreicht hat und ich somit darauf angewiesen bin, den Debatten des Parteitagsprotokolls in einer Schrift entgegenzutreten, die ungefähr den gleichen Verbreitungsbezirk haben dürfte wie das Protokoll selbst. Ich benutze also die Gelegenheit dieser Veröffentlichung, die sich ja gleichfalls als eine Fortsetzung der Parteitagsverhandlungen qualifiziert, um die Richtigstellung nachzuholen, die mir, wie gesagt, infolge eines unglücklichen Zufalls auf dem Parteitag selbst nicht möglich gewesen ist.

Genau genommen waren es zwei unglückliche Zufälle. Der Sachverhalt ist kurz der. Bereits am ersten Verhandlungstage stellte der Abgeordnete Edmund Fischer gegen mich die Behauptung auf, ich habe in Stuttgart, nachdem ich „längere Zeit“ — es waren genau sieben Jahre — Parteiredakteur gewesen sei, „in bürgerlichen Blättern gegen die Partei geschrieben“. Ich stellte diese Behauptung in einer Erklärung in der Leipziger Volkszeitung richtig und übersandte sie dem Bureau des Parteitags mit einem Briefe, in dem ich den Inhalt der Erklärung so knapp zusammenfaßte, als dies die Selbstbeschränkung einer rein sachlichen Berichtigung erfordert. Die Wiedergabe dieses Briefes durch das Baake-Guttmannsche Bureau wies eine kleine Unrichtigkeit auf, für die ich selbstverständlich keine Verantwortung trage. Dies war der erste Zufall. Am fünften Verhandlungstage griff dann der Delegierte Kolb diese Unrichtigkeit auf, schob sie ohne viele Umstände mir ins Gewissen und knüpfte daran längere öffentliche Betrachtungen über meine Verworfenheit im allgemeinen und über die von mir verbrochene Unwahrheit im besonderen. Diese Kolbsche Rede enthielt einen ganzen Komplex von tendenziösen Entstellungen

und objektiven Unwahrheiten, deren Zurückweisung eine längere Erklärung meinerseits notwendig machte. Ich habe diese Erklärung in der Leipziger Volkszeitung erlassen und gleichfalls mit einem Begleitschreiben an das Bureau des Parteitags geschickt; doch hat, wie dies Genosse Singer dieser Tage noch öffentlich aufgeklärt hat, dieser Brief ihn — und das ist der zweite Zufall — erst nach Schluß des Parteitags erreicht. Ich habe nun angenommen, daß solche sachliche Richtigstellungen von der Buchhandlung Vorwärts in dem Parteitagsprotokolle ganz spontan — etwa in einer kurzen Fußnote — berücksichtigt und verwertet werden. Diese Annahme war, wie ich ebenfalls jetzt erst erfahren habe, irrtümlich, und die Situation, in der ich jetzt bin, dürfte es erklären und rechtfertigen, daß ich den Raum dieser Schrift in meiner Sache in Anspruch nehme.

Auf dem Dresdner Parteitag konnte ich selbst unmöglich zugegen sein. Ich hatte bereits Anfang August aus dringenden Gesundheitsrücksichten einen längeren Sommerurlaub angetreten, der sich bis zur Parteitagswoche hinzog, und als ich für den plötzlich nach Dresden gerufenen Kollegen Mehring einsprang, war ich, zumal unsere Redaktion durch mehrere Verhaftungen dezimiert war, während der ganzen Woche absolut unabkömmlich. Ich mußte mich also darauf beschränken, die in Dresden gegen mich in meiner Abwesenheit erhobenen Anschuldigungen durch sachliche Richtigstellungen zu akkompagnieren, ein Verfahren, das, wie figura zeigt, seine eigenen Mucken hat.

Gleich am ersten Verhandlungstag schoß der Abgeordnete Edmund Fischer den ersten Pfeil gegen mich ab. Er führte nach dem Parteitagsprotokoll aus:

> Es mutet einen komisch an, daß man gerade in der Leipziger Volkszeitung diese Frage so breitgetreten sieht. Mehring ist ja schon geschildert worden. Der zweite Redakteur der Leipziger Volkszeitung war, nachdem er bei einer Reihe von Parteiblättern Redakteur gewesen war, freier Schriftsteller und hat in bürgerlichen Zeitungen gegen die Parteigenossen geschrieben. (Hört, hört!)

Gegen diese Darstellung habe ich am folgenden Tage, in der Dienstagnummer der Leipziger Volkszeitung Nr. 213 folgende Erklärung erlassen — ich zitiere nach Vorlage:

> **Erklärung.** In der gestrigen Nachmittagssitzung des Dresdner Parteitags behauptete der Reichstagsabgeordnete Edmund Fischer von dem „zweiten Redakteur der Leipziger Volkszeitung“, dieser habe, nachdem er längere Zeit Redakteur sozialdemokratischer Blätter gewesen, als freier Schriftsteller in „bürgerlichen Blättern gegen die Parteigenossen geschrieben“.
>
> Diese Behauptung gäbe mir als solche keinen Anlaß zur Entgegnung. Man kann „gegen die Parteigenossen schreiben“, wie man „gegen die Parteigenossen“ sprechen kann, ohne mit seiner Parteipflicht in Konflikt zu geraten. Allein der Zusammenhang, in dem Genosse Edmund Fischer seine Behauptung aufstellte, gibt seiner Wendung etwa die Deutung, als ob ich in bürgerlichen Blättern gegen die Partei geschrieben hätte.
>
> Dagegen habe ich zu konstatieren, daß ich für eine damals in Stuttgart im Verlag und unter der Redaktion meines Bruders erscheinende Wochenschrift Leitartikel in revisionistischem Sinn geschrieben habe, die mir den begeisterten Beifall zahlreicher Parteigenossen eintrugen und von denen einer im Karlsruher Volksfreund, also einem Parteiorgan, mit einer für mich sehr schmeichelhaften Einleitung zum Abdruck gekommen ist. Auch hat die Redaktion des Karlsruher Volksfreunds mich auf diese Artikel hin sehr eifrig zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Damals wurden meine „gescheiten Artikel“ über den grünen Klee gelobt; jetzt habe ich „gegen die Parteigenossen geschrieben“. Man sieht, die revisionistischen Lorbeeren welken schnell, und gewisse Leute vermögen sich erst dann zu einer zutreffenden Würdigung des Revisionismus zu verstehen, wenn sie einem andern seine revisionistische Vergangenheit vorhalten können.
>
> G. Jaeckh.

Diese Erklärung ging mit einem Begleitschreiben an das Bureau des Parteitages ab. Ueber dessen Wiedergabe berichtet das Parteitagsprotokoll auf Seite 246:

Singer: Es ist mir für den Parteitag eine Zuschrift des Genossen Jaeckh, Redakteur der Leipziger Volkszeitung, zugegangen, mit der Bitte, sie zur Kenntnis des Parteitags zu bringen. Jaeckh knüpft an an die Bemerkung des Genossen Fischer-Dresden, die dahin ging, daß der zweite Redakteur der Leipziger Volkszeitung, nachdem er längere Zeit Redakteur an sozialdemokratischen Blättern gewesen wäre, als freier Schriftsteller an bürgerlichen Blättern gegen Parteigenossen geschrieben habe. Jaeckh stellt das nach seiner Auffassung insoweit richtig, daß er zu dieser Zeit für eine im Verlag und unter der Redaktion seines Bruders in Stuttgart erscheinende Wochenschrift Leitartikel in revisionistischem Sinne geschrieben habe, was von einer Reihe von Genossen, die diesen Artikeln zugestimmt haben, ihm gegenüber lobend anerkannt worden ist, und er teilt weiter mit, daß einige dieser Artikel im Karlsruher Volksfreund, also einem Parteiorgan, zum Abdruck gebracht worden sind.

Ich selbst habe diese fehlerhafte Berichterstattung, die von einigen Artikeln spricht, während ich nur von einem solchen behauptet hatte, sofort in der Leipziger Volkszeitung korrigiert. Allein ich hielt die Sache für nicht erheblich genug, um sie auch dem Bureau gegenüber zu berichtigen. Nachher sollte ich freilich belehrt werden, daß ein sorgsamer Revisionist nichts umkommen läßt.

Am fünften Verhandlungstag begann die Nachmittagssitzung mit einer Rede Kolbs, der zunächst einen Artikel der Leipziger Volkszeitung aufs Korn nahm:

Der Artikel ist unterzeichnet G. J. — Gustav Jaeckh. Wer ist dieser Gustav Jaeckh? Ist er berufen, in dieser Weise vorzugehen? . . . .

Singer: Ich will nicht untersuchen, ob der Redner mit seiner Vermutung über den Verfasser recht hat. Genannt ist er jedenfalls nicht, und wir haben keinen Anlaß, uns weiter damit zu befassen.

Kolb: Ich will von diesem Artikel absehen. Aber ich weiß, daß Gustav Jaeckh wiederholt in Artikeln auf das schärfste Stellung genommen hat zu den Parteigenossen, die als sogenannte Revisionisten gelten; er ist das ganze Jahr auf der Patrouille, um zu fahnden, wem mangelhafte Prinzipienfestigkeit nachzusagen ist. Nun, Gustav Jaeckh war bei uns in Karlsruhe Redakteur und er war Revisionist. Dann ging er nach Stuttgart und arbeitete an bürgerlichen Blättern mit, in denen er monatelang die revisionistische Taktik verbreitete. In einer Erklärung in der Leipziger Volkszeitung hat Jaeckh behauptet, daß der Karlsruher Volksfreund verschiedene Artikel von ihm abgedruckt und ihn wiederholt aufgefordert habe zur Mitarbeit. Ich konstatiere, daß das nicht wahr ist. Ich habe nur einen Artikel von Jaeckh veröffentlicht. Wie Jaeckh aber schon in Leipzig war, bot er mir einen Artikel an für die Budgetbewilligung. (Hört, hört!)

Ich habe verschiedentlich moniert, daß er den Artikel nicht schickte, aber dann nicht mehr moniert, weil ich sah, wie Jaeckh in Leipzig schnell seine Ansicht änderte. Noch am 2. März 1901 hat der Mann direkt gegen die Partei geschrieben, ich führe das nur an, um zu zeigen, wie wenig diese Leute berufen sind, jetzt die Zionswächter zu spielen. Das geschah in Stuttgart, wo zur Zeit der Kohlennot im Gemeinderat von unseren Genossen der Antrag gestellt wurde, der Gemeinderat möge an die armen Leute Koks zu billigerem Preise abgeben. Jaeckh war dagegen und schrieb, wenn heute der Stuttgarter Gemeinderat eine sozialdemokratische Mehrheit bekäme, so würde entweder alles beim alten bleiben, oder es würden auf Kosten der Allgemeinheit kostspielige Experimente gemacht werden. Dasselbe gelte, wenn die Sozialdemokratie im ganzen die Macht bekäme. Entweder es bleibe dann wie vorher, oder es müßte mit beispielloser Verschwendung von Kraft und Mitteln eine neue Organisation des Produktions- und Verteilungsprozesses geschaffen werden, wobei es mehr als fraglich sei, ob der Organismus solch eine Neuordnung überhaupt vertragen kann. (Hört, hört!) Es sei eine politische Kinderkrankheit in Deutschland, von den öffentlichen Institutionen die Lösung von Aufgaben zu verlangen, welche der Natur der Sache nach der privaten Initiative vorbehalten sein sollten.

(Hört, hört!) Als Jaeckh das schrieb, war er Parteimitglied, und kurze Zeit darauf kam er an die Leipziger Volkszeitung, um den Kampf gegen die Revisionisten aufzunehmen. (Zuruf: Feine Familie!)

Das ist ein ganzer Komplex von Unwahrheiten, Halbwahrheiten und tendenziösen Entstellungen, zu dessen Entwirrung ich schon etwas weiter ausholen muß. Gleich die erste Behauptung Kolbs, ich sei früher in Karlsruhe* Redakteur gewesen, ist eine faustdicke Unwahrheit. Ich war nie in Karlsruhe Redakteur; dagegen war ich drei Jahre lang in Mannheim politischer und leitender Redakteur der Mannheimer Volksstimme, und zwar zu einer Zeit, da Kolb bereits in Karlsruhe eine Rolle zu spielen begann. Kolb war dann vom ersten Tage der Verlegung des Volksfreunds von Offenburg nach Karlsruhe dessen Redakteur, mußte also wissen, daß ich nicht einen Tag „bei uns in Karlsruhe", wie er sich gönnerhaft ausdrückte, Redakteur gewesen bin. Es wäre mir absolut unerfindlich, wie Kolb zu dieser Behauptung gekommen ist, wenn mich nicht die Art und Weise, wie Kolb mich, den in der Parteibewegung älteren — ich habe mir längst in Mülhausen i. E. und in Braunschweig meine Sporen in der Partei verdient, als man in der Partei an Kolb noch nicht dachte — vor dem Parteitag als einen obskuren Menschen einzuführen bestrebt war, vermuten ließe, daß Kolb den Eindruck erwecken wollte, als wäre ich ein Abtrünniger aus dem Karlsruher Sprengel, ein Mensch, der dem Hirtenstab Kolbs entlaufen ist und gegen den diesem auch jetzt noch bischöfliche Rügemittel zustehen, nachdem er in partibus infidelium vom Revisionismus abgefallen sei.

Tatsächlich bin ich mit der Karlsruher Parteigenossenschaft nie in nähere Berührung gekommen. Ich habe, nachdem ich längere Zeit als freier Schriftsteller für die Schwäbische Tagwacht gearbeitet hatte, im Spätjahr 1893 die Redaktion der Elsaß-Lothringischen Volkszeitung übernommen, habe, nachdem die Zeitung durch den Diktaturparagraphen unterdrückt war, noch weitere 17 Monate in Mülhausen i. E. unter den schwierigsten Verhältnissen als freier Schriftsteller ausgehalten — worein allerdings 4½ Monate „Staatsversorgung" fielen — und habe dann knapp 2 Jahre lang den Braunschweiger Volksfreund redigiert; auch in diese Zeit sind 6½ Monate Gefängnis eingerechnet. Es ist nie meine Art gewesen, viel Aufhebens von meiner Person in der Partei zu machen; allein nachdem dieser junge Mann vor dem Parteitag sich mit der despektierlichen Frage gebläht hat, wer denn eigentlich „dieser Gustav Jaeckh" sei, muß ich doch wohl mein Bürgerrecht in der Partei nachweisen. In dem ersten Jahrfünft meiner Parteitätigkeit habe ich mich in internen Parteifragen zurückgehalten; auf dem Frankfurter Parteitag habe ich unter dem Eindruck der Rede Vollmars in der Bayernfrage mit den Süddeutschen gestimmt, jedoch nachher in einem vielbeachteten Artikel des Sozialdemokrat, der an die Buebsche Eidesverweigerung anknüpfte und die damalige Parteikrise erörterte, einer radikalern Auffassung das Wort geredet. In Braunschweig bildete die Gewerkschaftsbewegung meine Spezialität. Als ich Sommer 1897 nach Mannheim übersiedelte, lernte ich dort die Taktik der badischen Genossen in der Landtags- und Gemeindepolitik kennen und vertrat sie als die in Baden zur Zeit einzig mögliche und erfolgbringende Politik. Dann erschienen 1898 Bernsteins Artikel in der Neuen Zeit und seine Voraussetzungen des Sozialismus. Bernstein erschien mir der Mann, der die Taktik, die wir alle Tage praktizierten, auf eine Formel gebracht hatte, und ich referierte in diesem Sinne über Bernsteins Lehre in mehreren Artikeln der Mannheimer Volksstimme, wie auch in Parteiversammlungen in Heidelberg und Mannheim. Ich fand, daß die Praxis theoretisch „über sich selbst hinaustrieb", und als der Mei-

* Im Parteitagsprotokolle ist dieser Lapsus Kolbs nachträglich abgeändert, wie auch sonst die eine oder andere Stelle redigiert ist. Ich zitiere nach dem Bericht, der im Vorwärts und in der Leipziger Volkszeitung erschienen ist.

nungsstreit in der Partei anhob, zählte ich mich zu den „Revisionisten“. Obwohl ich heute diese Phase meiner Entwicklung überwunden zu haben glaube, möchte ich sie doch nicht missen. Ich glaube den Revisionismus und dessen treibende Kräfte zu kennen, wie wenige in der Partei. Ebendarum bin ich jedoch gegen den Revisionismus und seine jetzigen Vertreter nie gehässig gewesen. Es ist nicht nur eine völlig beweislose, sondern sogar eine erweislich unwahre Behauptung Kolbs, ich stehe in der Leipziger Volkszeitung „das ganze Jahr Patrouille, um zu fahnden, wem mangelhafte Prinzipienfestigkeit nachzusagen sei“. Zwischen München und Dresden habe ich kaum eine Zeile Polemik geschrieben. Persönlich stehe ich mit zahlreichen „Revisionisten“ heute noch in angenehmen Beziehungen; ich bin sogar mit Kolb wenige Tage zuvor, ehe er in Dresden gegen mich lospaukte, mehrere Stunden an einem Tisch zusammengesessen, und wir haben uns ganz kollegial unterhalten und vertragen, nachdem uns ein Zufall ganz ungesucht in Leipzig zusammengeführt hatte.

Mein Weggang von Mannheim und meine Uebersiedlung nach Stuttgart hatte private Gründe, die hier unerörtert bleiben können. Dort trugen mir die württembergischen Genossen die Kandidatur für den Landtag in den Kreisen Leonberg und Böblingen an, was ich annahm, da unerquickliche Familienverhältnisse, die mir die Parteitätigkeit erschwerten, damals einen befriedigenden Abschluß gefunden zu haben schienen. Als sich wenige Monate später das Gegenteil herausstellte, trat ich von diesen Kandidaturen zurück und schränkte auch meine Tätigkeit in der Parteipresse ein. Ich blieb selbstverständlich organisiertes Parteimitglied und habe im Winter 1900/01 bei den Landtagswahlen als Versammlungsreferent und Verfasser von Flugblättern meine Schuldigkeit getan. Sonst schrieb ich noch für eine politische neutrale Wochenschrift, die gerade damals mein Bruder in Stuttgart herausgab, Leitartikel in revisionistischem Sinne. Das war die „bürgerliche Presse“, für die ich arbeitete; die Artikel hätten ihrer Tendenz nach ebensogut in den Sozialistischen Monatsheften erscheinen können, und Kolb selbst hat ja einen davon vorbehaltlos zustimmend abgedruckt. Von den Stuttgarter Genossen bekam ich daraufhin mehrfach Aufforderungen, über die Fragen, die ich in der Wochenschrift behandelte, in sozialdemokratischen Vereinen zu sprechen. Dabei kam es des öfteren zu scharfen, aber stets durchaus sachlichen Auseinandersetzungen; allein es ist mir nie zur Kenntnis gekommen, daß irgend jemand meine Parteizugehörigkeit in Frage gestellt hätte. Der Letzte, der dies getan hätte, wäre wohl damals Kolb gewesen.

Auch in Karlsruhe war man auf diese Artikel aufmerksam geworden, und ich bekam von dort mehrfach zustimmende und anerkennende Briefe. Von allen Menschen, die mir heute aus diesen Artikeln einen Vorwurf machen könnten, ist heute Kolb gerade derjenige, der am wenigsten dazu berechtigt ist. Der Volksfreund hatte diese Wochenschrift abonniert und, wie Kolb später selbst angegeben hat, gesammelt; er kannte auch den Artikel, den er auf dem Parteitag als „gegen die Partei gerichtet“ — im Parteitagsprotokoll ist dieser Ausdruck in eine „Verleugnung prinzipieller Forderungen“ umredigiert — angeklagt hat. Dieser Artikel erschien am 2. März 1901 und knüpfte an an einen Antrag der sozialdemokratischen Gemeinderatsmitglieder in Stuttgart auf die Koksabgabe zum Selbstkostenpreis durch das Stuttgarter städtische Gaswerk. Ich habe dagegen geltend gemacht, daß das städtische Gaswerk, wenn diesem Antrag stattgegeben würde, einen vollständig neuen Verwaltungs- und Versandbetrieb organisieren müßte, so daß unter den bestehenden Verhältnissen der Ausfall in den Ueberschüssen des Gaswerks und der kostspielige improvisierte Versandbetrieb nur wieder im Budget, im Steuerzettel, in die Erscheinung treten würde. Daran habe ich eine Mahnung zur Organisation des Konsums geknüpft und diese als Aufgabe der Sozialdemokratie bezeichnet, die die politische Organisation begleiten und unterstützen müsse. Ich habe den

Stuttgarter Fall „als instruktiven Schulfall“ bezeichnet und habe fortgefahren: — ich zitiere nach Vorlage:

Warum versucht die Sozialdemokratie nicht schon vorher, die Organe zu schaffen, welche eine andere Verteilung der gesellschaftlichen Werte, eine billigere und gerechtere Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse bezwecken sollen? Sie verfügt in Stuttgart über eine musterhaft gute und leistungsfähige Organisation und über die denkbar größte Bewegungsfreiheit; auch an Geld würde es hier, wenn sie solches benötigen würde, nicht fehlen. Die Organisation des Kohlenbezugs würde für sie keine Hexerei sein. Sie macht nicht die geringsten Anstalten, ja sie denkt gar nicht daran, auf diesem Wege vorzugehen. Statt dessen wählt sie ihre Vertreter aufs Rathaus, läßt diese dort Reden halten und Anträge stellen, die zweifellos alle recht gut gemeint sind, und lebt des guten Glaubens, daß, wenn sie einmal das Rathaus beherrsche, ihr die Regie des städtischen Gaswerks und aller städtischen Einrichtungen ganz von selbst zufallen müsse. Die Partei hat, wie überall, besonders aber in Deutschland, den großen Wunderglauben an die unfehlbare Heilwirkung der politischen Gewalt; sie ist der felsenfesten Ueberzeugung, daß es genüge, den äußeren Mechanismus der gesellschaftlichen Verwaltung zu beherrschen, um mit einem Schlage alle Organe der alten Gesellschaft in ihrem Sinne funktionieren zu lassen. Darum konzentriert sie ihre ganze, nicht geringe Energie immer mehr auf die parlamentarischen Vertretungen im Staat und in den Kommunen, verbraucht ihre Kraft im Reden und Wählen, läßt auch noch nebenher die gewerkschaftliche Organisation gelten, hütet sich aber ängstlich, den Konsum der Massen zu organisieren und dadurch eine wirkliche, eine wirtschaftliche Macht zu werden, die noch etwas mehr hinter sich hat, als Wählerstimmen und parlamentarische Mandate.

Mit anderen Worten haben das vor zwei, drei Jahren nach die Revisionisten alle Tage gesagt. Aber das ist längst vergessen und vergeben; heute werden nur noch diejenigen revisionistischen Aeußerungen an den Pranger gestellt, deren Urheber jetzt auf anderem Standpunkt stehen.

Kolb hat den parteiverräterischen Inhalt dieses Artikels erst jetzt entdeckt, da er mir ihn um die Ohren schlagen zu können glaubt. Am 13. April erschien in derselben Wochenschrift ein weiterer Artikel aus meiner Feder über: Das Musterländle, in dem ich die letzten Konsequenzen der badischen Taktik gezogen habe. Diesem Artikel, den er in Nr. 90 des Karlsruher Volksfreunds zum Abdruck brachte, hat Kolb damals diese Einleitung gegeben:

**Das Musterländle.** Unter diesem Stichwort veröffentlicht ein uns nicht unbekannter Schriftsteller unter dem Pseudonym Atlantikus in der württembergischen Wochenzeitschrift Der Schwabenspiegel einen bemerkenswerten Artikel. Der Verfasser kennt die badischen politischen Verhältnisse sehr genau und zwar aus eigener (im Original gesperrt. D. Verf.) Erfahrung. Die in diesem Artikel zum Ausdruck gebrachten Ansichten über die zukünftige Stellungnahme der Sozialdemokratie dürften innerhalb unserer Partei von denjenigen, welche mit der neuerlichen Taktik ohnehin nicht einverstanden sind, erheblichen Widerspruch erfahren. Solchen Widerspruch hat aber jeder zu gewärtigen, **der gegen alte Vorurteile, überwundene Theorien u. s. w. ankämpft.** Wer die derzeitige politische Konstellation in Baden kennt, wird zugeben müssen, daß Atlantikus sie sehr zutreffend beurteilt. Baden war ja nicht nur für den bürgerlichen Liberalismus das „Probierländle“; auch die Sozialdemokratie hat in Baden schon „probiert“ und zwar hat die badische Sozialdemokratie erstmals den Kompromiß mit bürgerlichen Parteien zur Anwendung gebracht. Ob sie in der von Atlantikus angedeuteten Weise auch „probiert“, das wird ja die nächste Zukunft lehren.

Der sittliche Abscheu Kolbs gegen meine von ihm dem Parteitage vorgetragenen Ketzereien ist also ziemlich jungen Datums. Früher hat er in dem, was er jetzt als prinzipiellen Verstoß bezeichnet, vermutlich ein höchst lobenswertes „Ankämpfen gegen alte Vorurteile, überwundene Theorien u. s. w.“ erblickt. Sonst, darf ich annehmen, hätte er den späteren Artikel, dessen Verfasser er genau kannte, nicht zum Abdruck gebracht und diesen selben Verfasser wohl auch nicht zu einem eigenen Beitrag für den Volksfreund aufgefordert.

Am 20. April erschien in der mehrfach angezogenen Wochenschrift ein Artikel von mir über: Prinzip und Taktik, der von der damals soeben vollzogenen Budgetbewilligung der badischen Genossen ausgehend einen summarischen Rückblick auf die Entwicklung der Arbeiterschaft warf und diesen dahin resümierte, daß „die sozialdemokratische Praxis der Theorie vorausgeeilt und nunmehr, indem sie sich auf sich selbst besann, zu einer neuen Theorie geworden sei. Die Marxistische These habe in der sozialdemokratischen Praxis und deren Formulierung durch Bernstein ihre dialektische Antithese gefunden, und die Praxis werde schließlich über das Prinzip triumphieren." Kurz nach Erscheinen dieses Artikels schrieb mir Kolb nach Stuttgart — nicht nach Leipzig — einen Brief, in dem er mir verschiedene Elogen machte, mich zur Mitarbeit am Volksfreund aufforderte und mich ersuchte, speziell die badische Budgetbewilligungsfrage einmal für den Karlsruher Volksfreund zu behandeln. Ich sagte zu, fand jedoch zunächst keine Zeit, den Artikel zu schreiben, wurde von Kolb dann, als ich schon in Leipzig war, mehrfach wegen des Artikels moniert, bin jedoch auch da nicht dazu gekommen, und der Artikel ist heute noch ungeschrieben.

Wenn ich ihn jedoch geschrieben hätte, wäre es heute auch nicht anders. In Leipzig, wo ich nach der Katastrophe Schoenlanks durch Vermittlung von Blos, der damals als der präsumtive Nachfolger Schoenlanks galt, in die Redaktion eingetreten war, wußte man genau, „wer dieser Gustav Jaeckh war". Und wenn man es nicht gewußt hätte, so kannte man es bald aus meinem öffentlichen Auftreten und meinen privaten Aeußerungen erfahren. Ich habe gerade in den Monaten, als ich lediglich zur provisorischen Aushilfe in Leipzig war, durchaus kein Hehl aus meinen revisionistischen Anschauungen gemacht und habe, als mir das Verhältnis unerträglich zu werden anfing, alle Vorbereitungen getroffen, mich wieder zu verändern. Was mich trotz allem in Leipzig hielt, war der dringende Wunsch des Genossen Blos, der mich, so oft ich ihm mein Herz ausschüttete, brieflich zum Aushalten aufforderte. Doch habe ich, als nach Schoenlanks Ableben meine definitive Anstellung in der Preßkommission vorgeschlagen wurde, diese abgelehnt und an dieser abwartenden Haltung während des ganzen Winters festgehalten. Als dann Ende Februar 1902 Blos von der Anwartschaft auf die Chefredaktion zurücktrat und Mehring in Aussicht genommen wurde, legte man mir in aller Form die Frage vor, wie ich mich zu einer Chefredaktion Mehring stellen würde. Ich habe zugesagt, ich wolle es versuchen, mit Mehring zusammen zu arbeiten, und habe es bis zum heutigen Tage nicht zu bereuen gehabt. Mein Verhältnis zur Leipziger Volkszeitung ist in den 1¼ Jahren, wo wir zusammen arbeiten, jeden Tag mehr ein persönliches Verhältnis zu Mehring geworden, und ich empfinde es als das große Glück meines Lebens, daß es mir vergönnt war, unter und mit Mehring zusammen zu wirken.

Ich verdanke Mehring sehr viel, aber das Beste was ich ihm verdanke, liegt vor unsrer persönlichen Bekanntschaft. In den Wintermonaten 1901/02 arbeitete ich mich in Mehrings Marx-Lassalle-Ausgabe ein, und da ging mir eine ganz neue Welt auf. Ich wurde inne, daß ich bisher die Politik und politische Publizistik gewissermaßen nur experimentell betrieben, daß ich mehr probiert als studiert hatte. Was ich in dem Mehringschen Werk fand, das war der geschichtliche Boden der deutschen Arbeiterbewegung bis zu ihren letzten Zusammenhängen mit dem Geistesleben der vierziger und fünfziger Jahre. Das ist jene Periode, mit der die moderne Gegenwart jede Verbindung verloren hat, der sie fremder gegenübersteht als der Kultur Rampsenits oder Hammurabis. Wer kennt von uns heute die Halleschen Jahrbücher, wer liest noch Arnold Ruge, Ludwig Feuerbach oder Bruno Bauer? Die ganze Epoche der bürgerlichen Revolutionsbewegung in Deutschland ist versunken und vergessen, ihre geistigen Vorkämpfer sind bis auf den Namen

verschollen, die Aera Bismarck hat diese ganze Welt des bürgerlichen Sturmes und Dranges unter ihrem banausischen Schutt begraben. Von den Schulen und Universitäten will ich nicht reden; aber wo in der bürgerlichen Oeffentlichkeit, in Parlament oder Presse, in Politik oder Literatur, führt noch ein Faden der Tradition zurück nach dem geistigen Milieu jener Zeit, in der Marx und Engels das Kommunistische Manifest veröffentlicht haben? Im Bewußtsein des modernen Menschen beginnt die deutsche Politik mit dem Jahre 1866 und 1870; was dahinter liegt, ist ein prähistorisches Fabelreich. Auch in der Arbeiterbewegung leiden wir unter diesem Raub, den die Aera Bismarck am geistigen Leben Deutschlands begangen hat. Man kennt den Marx des Kapitals und den Lassalle des Offenen Antwortschreibens; man kennt den Kommunismus eben von dem Moment an, wo er als geschichtliche Bewegung auftritt. Allein jene Zeit, wo sich der Kommunismus als wissenschaftliche Gedankenwelt aus dem Traum von der deutschen Revolution entwickelt hat, hat uns erst Mehring erschlossen. Die zweite Generation des Kommunismus, die Liebknecht, Bebel u. s. w., haben noch den persönlichen Kontakt mit den Marx und Engels gehabt; uns Nachgeborenen, die wir die dritte Generation bilden, muß diese Welt erst durch Werke, wie es Mehrings Buch ist, vermittelt werden. Man wird es jetzt begreifen, daß ich die Kunde von einer Berufung Mehrings an die Redaktion der Leipziger Volkszeitung mit großer Begeisterung aufgenommen habe. So bin ich in Leipzig geblieben.

Ich habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Da ich früher Revisionist war, so kann man sich denken, daß meine Berufung nach dem radikalen Leipzig in der Partei Aufsehen erregte und, ganz abgesehen von Stimmen persönlicher Mißgunst und Rivalität, nicht immer sympathisch besprochen wurde. Um es kurz zu sagen: ich habe auch schon den Zorn der „Radikalen" zu ertragen gehabt. Allein nunmehr, nachdem ich durch beide Feuer gewandelt, muß ich doch sagen, daß ich einen gewissen Unterschied verspürt habe. Ich habe mich damals oft heftig beklagt über die persönlichen Unterstellungen, mit denen meine Uebersiedelung nach Leipzig begleitet wurde, und über die Versuche, mich bei den Leipziger Parteigenossen von vornherein zu diskreditieren. Allein schließlich gingen alle diese Versuche nicht über ein erlaubtes und in Wahrung berechtigter Interessen notwendiges Maß hinaus. Man hat die Nummern der Wochenschrift, in der ich meine revisionistischen Artikel verbrochen hatte, nach Leipzig geschickt, noch ehe ich hier eingetroffen war, und man hat den Leipzigern gesagt: Seht euch den an; der steht sehr rechts. In Leipzig selbst hat man mich ertragen, und die Klügeren und Aelteren sagten: Laßt den nur machen; der wird schon recht. Von der revisionistischen Methode der Verfolgung bekam ich erst später einen Vorgeschmack, als der Vorwärts ein Jahr nach meiner Uebersiedlung nach Leipzig unter großem Bumbum und Trara einen früheren revisionistischen Artikel von mir veröffentlichte, um mich in sensationellen Gegensatz zu einem Artikel in der Leipziger Volkszeitung zu bringen, als dessen Verfasser der Vorwärts mich irrtümlich vermutete. Diese Diskreditierung geschah damals rein aus persönlicher Rankune. Immerhin aber hatte der Vorwärts wenigstens keinen Anteil an meinem früheren Revisionismus gehabt. Der Genosse Kolb aber war, wenn der Revisionismus eine Schuld involviert, durch Förderung meiner damaligen Schriftstellerei mein Mitschuldiger geworden, und er durfte zu allerletzt einen Stein auf mich werfen.

Ueber meine Parteitätigkeit in Leipzig rede ich nicht weiter. Hier lasse ich meine Arbeit für mich sprechen. Wenn sie den Leipziger Genossen genügt, muß es dem Genossen Kolb schon auch recht sein. Die Leipziger gelten in der Partei sonst nicht für übermäßig anspruchslos.

**Leipzig**, den 18. Oktober 1903.

**G. J.**

